



# Sprache und Cultural Citizen- ship

Institut für Sozialanthropologie und  
Empirische Kulturwissenschaft (ISEK)

Universität Zürich

Populäre Kulturen



# Sprache und Cultural Citizenship

Stefan Groth (Hrsg.)

Unter Mitarbeit von Rebecca  
Gerhard und Kristina Gasser

Dieser Sammelband enthält Beiträge von Studierenden des Bachelor-Studiengangs Populäre Kulturen am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft (ISEK) der Universität Zürich und des Master-Studiengangs Kulturpublizistik der Zürcher Hochschule der Künste. Die Texte entstanden 2019/2020 im Rahmen des Seminars «Sprache und Cultural Citizenship».

Herausgeber: Stefan Groth  
Unter Mitarbeit von Rebecca Gerhard und Kristina Gasser

Layout und Satz: Stefan Groth  
Abbildungen, soweit nicht anders erwähnt: unsplash.com

Druck und Bindung: Zumsteg Druck AG

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Switzerland

Universität Zürich  
Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft  
Populäre Kulturen 2021

# Inhalt

Vorwort.....	7	
Sprechen als gesellschaftliche Teilhabe.		
Zur Verknüpfung von Sprache und Citizenship.....	10	
Stefan Groth		
Linguistic Citizenship. Über die Unmöglichkeit präskriptiver		
Sprachpolitik in post-postmodernen Zeiten.....	38	
Ruedi Widmer		
Jenseits von Integration. Sprache als Mittel der Begegnung..... 48		
Nicola Caduff und Luisa Tschannen		
Politische Teilhabe durch Leichte Sprache..... 56		
Corina Stadler, Anna Laetitia Raymann und Nadja Peters		
Ist Schweizerdeutsch des Schweizers Deutsch? .....		68
Franz Beidler		
Sprachkompetenz als Bedingung im politischen		
Einbürgerungs- und gesellschaftlichen Integrationsprozess.....	78	
Lara Pecorino und Felina Imboden		
Sprache zwischen Ausstellungsobjekt und Vermittlungstool .....		88
Diana Masaeli und Kristina Gasser		

<b>Integration durch Motivation.</b>	
Sprache als Zugang bei Expats in Zürich .....	98
Rebecca Gerhard	
<b>Sprache als Zugang zum Arbeitsmarkt.....</b>	<b>104</b>
Rebecca Ritzal	
<b>Integration von italienisch Sprechenden am Arbeitsplatz in Zürich.....</b>	<b>112</b>
Letizia Bianchi	
<b>Fachjargon. Teilhabe an Wissenschaft .....</b>	<b>120</b>
Jérôme Holbein	
<b>Sprache und sozialer Status in der Schweiz.....</b>	<b>128</b>
Laura Montoya und Joyce Tjon-A-Meeuw	
<b>Sprache und Zugehörigkeit. Das Zugehörigkeitsgefühl von Jugendlichen der Zweit- und Drittgeneration .....</b>	<b>138</b>
Eva Cabañas Pinto, Luisa Maria Ricci und Nicole Müller	
<b>Mit Yolo, lit und Emojis zu mehr Zugehörigkeitsgefühl?.....</b>	<b>146</b>
Livia Alig	
<b>Fussball-Slang. Abgrenzung oder Integration? .....</b>	<b>156</b>
Wim Koch	
<b>Der Einfluss von Deutschrap auf die Jugend und ihren Slang.....</b>	<b>164</b>
Ibrahim Abou el Naga	
<b><i>Fridolin.</i> Sprachrohr und Wertebewahrer des Glarnerlands?.....</b>	<b>172</b>
Hanna Schweighofer	

Belletristik für Deutsche in der Schweiz.....	182
Julia Overlack	
„Natürlich. Richtig. Gut“ versus „Don't worry. Eat happy“	
Superfood mit Heimvorteil versus vegetarischer .....	192
Genuss aus aller Welt	
Valentina Neumeister	
Die Sprache der Bilder.	
Werbung ohne verbale Kommunikation .....	204
Annine Soland	
Konsum von Identität? Sprache und Kultur in den	
Werbespots der Deutschschweiz .....	214
Margherita Arduini	



# Vorwort

Im Herbstsemester 2019 startete am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft – Populäre Kulturen<sup>1</sup> der Universität Zürich das Bachelor-Seminar «Sprache und Citizenship». Ziel des Seminars war es, über den rein rechtlichen Status der Staatsbürgerschaft hinausgehende sprachliche Elemente der bürgerschaftlichen Teilhabe zu diskutieren und in einzelnen Case Studies danach zu fragen, wie Sprache und Sprachkompetenzen die Möglichkeiten Einzelner beeinflussen, sich aktiv an gesellschaftlichen Prozessen zu beteiligen.

Das Seminar war Teil des Forschungsnetzwerks «Cultural Citizenship», eine Kooperation zwischen Zürcher Hochschule der Künste (ZHdK), Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) und Universität Zürich (UZH). Die Zusammenarbeit des Departements Kulturanalysen und Vermittlung der ZHdK, des Departementes Angewandte Linguistik der ZHAW und der Populären Kulturen ist darauf ausgerichtet, einen Austausch zwischen Studierenden und Dozierenden aus den beteiligten Disziplinen und Forschungsfeldern zu ermöglichen.

Mit Cultural Citizenship geht es bei diesem Austausch um ein Feld, das in gegenwärtigen Debatten an Intensität gewinnt. Wer kann – und darf – partizipieren, auf kultureller, politischer und gesellschaftlicher Ebene? Wie gestalten sich mögliche Formen der Teilhabe, wo liegen Hindernisse und Widerstände? Diese Fragen beziehen sich nicht nur auf rechtliche Elemente – wie etwa auf das

1 [https://www.isek.uzh.ch/de/populärekturen.html](https://www.isek.uzh.ch/de/populärekulturen.html)

## Vorwort

Wahlrecht. Gesellschaftliche Teilhabe ist – dies wird umso deutlicher, wenn man die Diversität von Identitätsentwürfen und deren Medialisierung in digitalen Kontexten betrachtet – vielfältiger geworden. Die Teilhabe an Kultur, der Zugang zu Bildung, die Repräsentation in Medien- und Unterhaltungskontexten und die Möglichkeit, diese Kontexte auch aktiv mitgestalten zu können: All dies sind Faktoren, die in Prozessen des gesellschaftlichen Wandels und der stärkeren Diversifizierung von kulturellen und sprachlichen Hintergründen wichtiger werden.

*Cultural Citizenship* meint vor diesem Hintergrund «Phänomene des Verhandelns von Werten und Formen der Selbstdarstellung, in denen sich ästhetische Praxis, die Entwicklung je eigener ‹Sprachen› und die soziale bzw. kulturelle bzw. politische Teilnahme/Mitgestaltung durchdringen.»<sup>2</sup> Dieses Verständnis von *Citizenship* war Ausgangspunkt des Seminars, um unterschiedlichen Formen der Teilhabe in konkreten Alltagskontexten nachzuspüren. Das Seminar näherte sich diesen Fragen schwerpunktmässig über den Aspekt von Sprache. Sich zu beteiligen und teilzuhaben setzt in vielen Fällen die Kompetenz voraus, die jeweils vorherrschenden Sprache(n) zu beherrschen und einzusetzen.

Im Seminar wurden entsprechend Case Studies erarbeitet, die danach fragten, wie Differenzen im Sprachgebrauch sich auf Möglichkeiten der Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen auswirken. Am Seminar nahmen neben Bachelor-Studierenden der Populären Kulturen auch Studierende des Masters Kulturpublizistik<sup>3</sup> der ZHdK teil. Aus den interdisziplinären (und zudem interuniversitären) Diskussionen über «Sprache und Citizenship» sind insgesamt 21 Essays von Studierenden und Dozierenden der UZH und der ZHdK entstanden, die in diesem Band versammelt sind.

3 <https://www.zhdk.ch/studium/arteducation/kulturpublizistik>

2 Zitat aus der Beschreibung des Forschungsnetzwerkes.

Die Idee für das Seminar ist entstanden aus Diskussionen mit Prof. Ruedi Widmer, Leiter des Master Kulturpublizistik der ZHdK. Ihm sei an dieser Stelle für seine Anregungen und sein Engagement gedankt, das massgeblich dazu beigetragen hat, das Seminar in dieser kooperativen Form zu ermöglichen.

Dank gilt auch zwei Gästen, die ihre Arbeit und Forschungen im Seminar vorstellten, mit uns diskutierten und so wichtige Impulse für die einzelnen Case Studies und Essays gaben. Dr. Virginia Suter-Reich, Projektleiterin bei der Integrationsförderung der Stadt Zürich, stellte das «Sprachförderkonzept»<sup>4</sup> im Kontext der integrationspolitischen Ziele der Stadt vor und diskutierte mit den Studierenden über sprachliche Dimension der Integration auf städtischer Ebene. Dr. Christian Ritter vom Collegium Helveticum<sup>5</sup> gab uns Einsichten in seine Dissertationsforschungen<sup>6</sup> und diskutierte mit uns unter dem Titel «Teilhabe und Bürgerpflicht: Inszenierte Zugehörigkeit in Militär und Alltagskultur» über Migration, Symbole und Konflikte der Zugehörigkeit.

Ganz besonderer Dank gilt Kristina Gasser und Rebecca Gerhard, Studierende der Populären Kulturen, für ihre redaktionelle Mitarbeit an diesem Band.

Zürich, Dezember 2020

4 <https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/stadtentwicklung/integrationsfoerderung.html>

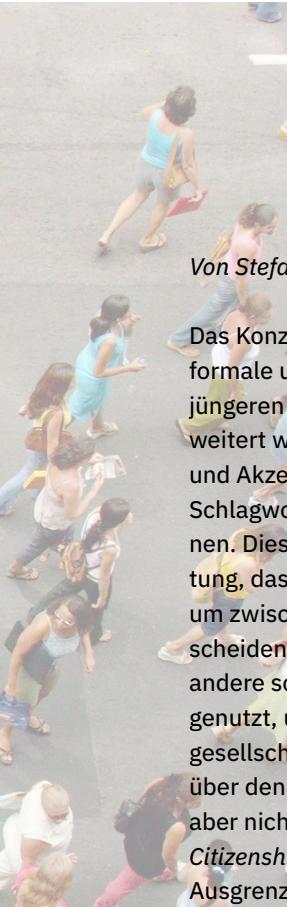
5 <https://collegium.ethz.ch>

6 Christian Ritter, Postmigrantische Balkanbilder: Ästhetische Praxis und Digitale Kommunikation im jugendkulturellen Alltag, Kulturwissenschaftliche Technikforschung 8 (Zürich: Chronos, 2018).

# Sprechen als gesell- schaftliche Teilhabe

Zur Verknüpfung von  
Sprache und Citizenship





Von Stefan Groth

Das Konzept der Staatsbürgerschaft bezieht sich zunächst auf die formale und rechtliche Zugehörigkeit zu einem Nationalstaat. In jüngeren Debatten ist ein solches Verständnis von «Citizenship» erweitert worden, um auch weitere, informelle Formen der Teilhabe und Akzeptanz in demokratischen Gesellschaften unter dem Schlagwort der «Cultural Citizenship» in den Blick nehmen zu können. Diese Debatten haben ihren Ausgangspunkt in der Beobachtung, dass vielfach (alltags-)kulturelle Differenzen genutzt werden, um zwischen Bürger:innen «erster» und «zweiter» Klasse zu unterscheiden. Eine andere Muttersprache, eine andere Herkunft oder andere soziokulturelle Praktiken werden dabei vielfach als Marker genutzt, um Minderheiten zu marginalisieren oder von bestimmten gesellschaftlichen Bereichen auszuschliessen. *Citizenship* ist dann über den Pass zwar formal gegeben, wird in der alltäglichen Praxis aber nicht immer vollständig gewährt. Mit dem Begriff der *Cultural Citizenship* wird versucht, die unterschiedlichen Faktoren solcher Ausgrenzungen genauer zu beleuchten. Eine wesentliche Rolle spielt dabei Sprache.

## **Einleitung: Urbane Sprachvielfalt**

Im September 2019 – kurz vor Beginn des Seminars, aus dem die Essays in diesem Band entstanden sind – starteten in Zürich erstmals die interkulturellen Wochen «About Us! Zürich interkulturell.»<sup>1</sup> In «künstlerischen Projekten und soziokulturellen Aktivitäten», die an verschiedenen Orten der Stadt durchgeführt wurden, sollte die Diversität Zürichs aufgezeigt werden. Das Leitmotiv der erstmaligen Durchführung des Projektes «Wir sind Zürich» verweist auf den Anspruch, Beteiligung an Stadt und städtischem Leben in ihrer Vielfalt sichtbar zu machen. Ein Teil dieser Vielfalt, die in den zahlreichen Veranstaltungen präsentiert wurde, betrifft die unterschiedlichen Sprachen, die in Zürich gesprochen werden, und die sich nicht auf Zürich-, Schweizer- oder Hochdeutsch beschränken: In der Lebensrealität vieler Bewohner:innen spielen mehr als nur eine Sprache eine Rolle, in unterschiedlichen Alltagssituationen wird gewechselt zwischen verschiedenen Sprachen und Sprachvarianten. Die Stadt Zürich etwa konstatiert, dass für mehr als 20 Prozent der Zürcher Wohnbevölkerung Deutsch nicht die Hauptsprache ist. Sogar acht Prozent sprechen in ihrem alltäglichen Umfeld kein Schweizerdeutsch oder Hochdeutsch.<sup>2</sup> Mit der gegebenen Vielsprachigkeit, die Städte wie Zürich auszeichnet, gehen auch Probleme einher. Die Integrationsförderung der Stadt Zürich, die ein Programm für städtische Sprachförderung unterhält, streicht in ihrem «Sprachförderkonzept der Stadt Zürich für Erwachsene mit Deutsch als Zweitsprache»<sup>3</sup> besonders die Rolle von Sprache für den Arbeitsmarkt, für Kontakte mit Behörden, mit medizinischen und schulischen Einrich-

1 <https://about-us.ch/projects/interkultruelle-wochen-2019>

2 [https://www.stadt-zuerich.ch/content/dam/stzh/prd/Deutsch/Stadtentwicklung/Publikationen\\_und\\_Broschueren/Integrationsfoerderung/Sprachfoerderung/sprachfoerderkonzept/Sprachföderkonzept%20der%20Stadt%20Zürich%202019.pdf](https://www.stadt-zuerich.ch/content/dam/stzh/prd/Deutsch/Stadtentwicklung/Publikationen_und_Broschueren/Integrationsfoerderung/Sprachfoerderung/sprachfoerderkonzept/Sprachföderkonzept%20der%20Stadt%20Zürich%202019.pdf)

3 <https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/stadtentwicklung/integrationsfoerderung/sprachfoerderung/sprachfoerderkonzepte.html>

tungen sowie für die Beteiligung am sozialen Leben heraus. Neben der Bereithaltung von Informationen, Hilfestellungen und Formularen in verschiedenen Sprachen arbeitet die Sprachförderung insbesondere mit Sprachkursen, um einen möglichst grossen Anteil ihrer Zielgruppe zu erreichen. Ziel des Programms ist die Ermöglichung einer stärkeren gesellschaftlichen Beteiligung in ihren unterschiedlichen Dimensionen, die bis hin zum erfolgreichen Bestehen des Sprachtests im Rahmen eines Einbürgerungsverfahren reichen kann. Massgeblich für solche und ähnliche Initiativen, die den Spracherwerb fördern wollen, ist die Annahme, dass das Beherrschnen der jeweiligen Nationalsprache für die wirtschaftliche und soziale Integration wichtig ist und dass es ohne entsprechende Sprachkompetenzen zu Hindernissen in gesellschaftlicher Teilhabe kommen kann.

Diese pragmatischen Aspekte der Sprachkompetenz treffen insbesondere in urbanen Kontexten auf eine Sprachvielfalt, die auch als sprachliche «Superdiversität»<sup>4</sup> beschrieben werden kann. Im Anschluss an die Transnationalismus- und Migrationsforschung ist damit eine Vervielfachung gesprochener Sprachen gemeint, die mit komplexeren Prozessen der Migration einhergeht:

*«Superdiversity is characterized by a tremendous increase in the categories of migrants, not only in terms of nationality, ethnicity, language, and religion, but also in terms of motives, patterns and itineraries of migration, processes of insertion into the labour and housing markets of the host societies, and so on.<sup>5</sup> The predictability of the category of <migrant> and of his/her sociocultural features has disappeared.»<sup>6</sup>*

4 Jan Blommaert und Ben Rampton, «Language and Superdiversity», *Diversities* 13, Nr. 2 (2011): 1–22.

5 Cf. Steven Vertovec, «Towards Post-Multiculturalism? Changing Communities, Conditions and Contexts of Diversity: Towards Post-Multiculturalism», *International Social Science Journal* 61, Nr. 199 (2010): 83–95, <https://doi.org/10.1111/j.1468-2451.2010.01749.x>.

6 Blommaert und Rampton, «Language and Superdiversity», 1.

## Sprechen als gesellschaftliche Teilhabe

Die Herkunft von Migrant:innen und deren Sprachen in Ländern wie der Schweiz oder Deutschland war für eine lange Zeit relativ voraussagbar und besonders durch Arbeitsmigration von ‹Gastarbeiter:innen› etwa aus Italien oder der Türkei geprägt. Dies hat sich geändert – inzwischen sind die Herkunftsländer von Migrant:innen ebenso divers wie deren Sprachen und es fällt, so Blommaert und Rampton, schwerer, die Herkunft von Personen vorherzusagen oder einzuschätzen. Dies ist besonders in den urbanen Lebenswelten der «Global Cities» so. Die Soziologin Saskia Sassen argumentiert, dass hier Unterscheidungen zwischen Staatsbürgerschaft und Ausländerstatus zunehmend verwischen und an Bedeutung verlieren.<sup>7</sup> In alltäglichen Begegnungen spielt die Frage danach kaum eine Rolle und es entstehen Praktiken und Räume der Verständigung und Zusammenarbeit, in denen fehlende Kompetenzen in der jeweiligen Landessprache ebenso wenig ein Hindernis darstellen wie eine ‹fehlende› Staatsbürgerschaft.

Diese Annahme teilt auch der Anthropologe Néstor García Canclini, der besonders für urbane Zentren die Entstehung von «hybriden Kulturen» beobachtet, die sich durch Kreativität und Vermischung auszeichnen<sup>8</sup> und in denen starre Kategorien von Zugehörigkeit – Staatsbürger oder Nicht-Staatsbürger – abgelöst werden von flexiblen Modellen der «Citizenship». Sprache spielt auch hier eine zentrale Rolle, aber nicht in dem Sinne, dass fehlende Kompetenzen in der Landessprache eine Hürde für die Teilhabe am gesellschaftlichen und städtischen Leben darstellten. Eher wird soziale Integration und Partizipation am gesellschaftlichen Leben mehrdimensional betrachtet. Sprachliche Vielfalt oder sprachliche Superdiversität kann nach

7 Saskia Sassen, «The Repositioning of Citizenship: Emergent Subjects and Spaces for Politics», *Berkeley Journal of Sociology* 46 (2002): 4–26.

8 Néstor García Canclini, *Hybrid Cultures. Strategies for Entering and Leaving Modernity* (Minneapolis: University of Minnesota Press, 1995).

einer solchen Sichtweise soziale Integration oder Zusammenarbeit erst ermöglichen und Grenzen zwischen unterschiedlichen Gruppen überwinden.<sup>9</sup> Dies kann etwa heissen, dass es Räume gibt in denen es normal oder üblich ist, nicht die Landessprache zu sprechen, sondern in einer oder mehreren anderen Sprachen zu kommunizieren. Das kann der Fall sein bei den mit hohem Sozialprestige und Einkommen verbundenen Jobs in der Tech- oder Finanzbranche, in denen Englisch oftmals Arbeitssprache ist. Diese wird auch im Privatbereich fortgeführt und ebenso im öffentlichen Raum – in Cafés, im Tram oder am Ufer des Zürichsees – nicht als unüblich angesehen. Ebenso ist aber auch das Sprechen anderer Sprachen Alltag in Geschäften, Vereinen, kirchlichen Institutionen und Quartieren.

Wiewohl für einige Bereiche des öffentlichen Lebens das Beherrschen der jeweiligen Nationalsprache wichtig sein kann, gibt es doch zahlreiche Situationen, in denen dies nicht der Fall ist. Hierbei lässt sich eine Hierarchie von Sprachen und auch eine Verknüpfung mit anderen sozioökonomischen Faktoren feststellen. So können – zugespitzt formuliert – gutsituierte englischsprachige Angestellte der Tech-Branche auf Hilfestellung von Arbeitgeber:innen oder spezialisierte Agenturen zurückgreifen, um behördliche Kontakte zu bewältigen. Diese Möglichkeiten bieten sich prekären Muttersprachler:innen mit Kenntnissen in weniger nachgefragten Sprachen nur in begrenztem Umfang, obschon es auch Hilfsangebote von NGOs oder Unterstützung durch andere Netzwerke gibt. Fehlende Sprachkenntnisse müssen so prinzipiell keine Hindernisse darstellen, sondern können auf unterschiedliche Art kompensiert werden.

<sup>9</sup> Vgl. auch Regina Römhild, «Prestige und Kreativität in Europa. Die soziale Erosion des Nationalstaats und die Mobilisierung sozialer Praxis in der Perspektive einer politischen Anthropologie», Zeitschrift für Volkskunde 106, Nr. 1 (2010): 23–44.

## Sprechen als gesellschaftliche Teilhabe

Die gesellschaftliche Perspektive auf Sprache ist nicht immer gleich: Bestimmte Sprachkonstellationen werden als Problem und Integrationshürde gesehen, andere eher als Ausweis von Internationalität und Offenheit. Mit Sprachkompetenzen sind damit nicht nur pragmatische Faktoren wie Möglichkeiten zur Verständigung mit Behörden oder dem nachbarschaftlichen Umfeld verbunden, sondern auch normative Vorstellungen, die zwischen unterschiedlichen Sprachen differenzieren und ihnen positiven oder negativen Einfluss auf Anpassung oder Teilhabe zusprechen.

## **Sprache und Sprachpolitik**

Ebenfalls im September 2019 startete an der Universität Zürich eine Ringvorlesung zum Thema «Regionalsprachen», organisiert vom Romanischen Seminar.<sup>10</sup> Die Veranstaltungen in diesem Rahmen thematisierten den Schutz und die Förderung von Regional- und Minderheitensprachen und machten deutlich, dass Sprache immer auch unter normativen oder politischen Gesichtspunkten betrachtet werden muss. Gerade in einem Land wie der Schweiz, das nicht eine, sondern vier Amtssprachen hat, sind Debatten über Sprachpolitik häufig anzutreffen und zeigen einen weiteren Aspekt von Sprache und gesellschaftlicher Teilhabe auf: Den Zusammenhang zwischen Sprache und Raum. Vorstellungen, welche Sprache in einem bestimmten Gebiet gesprochen wird, sind dabei nicht gegeben, sondern historisch variabel und Gegenstand politischer Aushandlungen und Kämpfe – und dies auch heute noch. Sie reichen teils weit zurück und suggerieren über ihre Beständigkeit eine Natürlichkeit. Die Annahme etwa, dass zu einer Nation auch immer eine Sprache gehört, geht unter anderem zurück auf die Romantik. Ein prominenter Vertreter dieser

<sup>10</sup> <https://www.uzh.ch/cmssl/de/outreach/events/rv/archiv/2019hs/regionalsprachen.html>

Sichtweise war Johann Gottfried Herder, der davon ausging, dass sich in Nationalsprachen ein je spezifischer «Volksgeist» widerspiegelt<sup>11</sup> – die Verbindung zwischen Sprache und einem ‹Volk› erscheint hier als natürlich gegeben.

Die mit Sprache verbundenen Konflikte können ganz unterschiedliche Auswirkungen haben: So kann das Sprechen von Dialekt in der Schule verpönt sein oder es kann – wie in Spanien unter Franco – verboten sein, im öffentlichen Raum eine Regionalsprache wie Bas-kisch zu sprechen. Zudem kann von Gruppen die Gleichstellung von Regionalsprachen mit offiziellen Amtssprachen oder die mehrsprachige Auszeichnung von Strassenschildern<sup>12</sup> oder Konsumprodukten gefordert werden. Historisch und gegenwärtig gibt es zahlreiche Beispiele dafür, dass das Sprechen einer bestimmten Sprache, die nicht dominanten Vorstellungen entspricht, sanktioniert werden und zum Ausschluss aus bestimmten Bereichen führen kann. Ebenso kann aber auch das Nicht-Beherrschen einer bestimmten Sprache zu Nachteilen führen – auch wenn es sich dabei nicht um die ‹offizielle Standardsprache› handelt. Sprache ist Teil politischer Projekte und die politischen Dimensionen von Sprache sind zahlreich. Forschungen zu «language policies»<sup>13</sup> zeigen dabei zentral auf, dass die Vorherrschaft einer bestimmten Sprache oder Variante nicht einfach

11 William A Wilson, «Herder, Folklore and Romantic Nationalism», *The Journal of Popular Culture* 6, Nr. 4 (1973): 819–35, <https://doi.org/10.1111/j.0022-3840.1973.00819.x>; Richard Bauman und Charles L Briggs, «Language Philosophy as Language Ideology: John Locke and Johann Gottfried Herder», in *Regimes of Language: Ideologies, Polities and Identities*, hg. von Paul V Kroskrity (Santa Fe: School of American Research Press, 2000), 139–204.

12 Claudine Brohy, «Die Strassennamen in der Stadt Freiburg: Wenige zweisprachige Schilder nach Jahrzehnten des Kampfes», *Sprachspiegel: Zweimontatsschrift* 73, Nr. 4 (2017): 112–17, <https://doi.org/10.5169/seals-768591>.

13 Sue Wright, *Language Policy and Language Planning* (London: Palgrave Macmillan UK, 2016), <https://doi.org/10.1007/978-1-37-57647-7>.

## Sprechen als gesellschaftliche Teilhabe

„natürlich“ gegeben, sondern das Ergebnis von Aushandlungsprozessen ist, die historisch variabel und normativ aufgeladen sind.

Gesellschaftliche Teilhabe ist dann auch mit Bezug auf Sprache nicht bereits durch Staatsbürgerschaft oder andere Rechte garantiert. Sie ist zum einen verbunden mit vorherrschenden Vorstellungen über Sprache, die teils weit zurückreichen, aber ebenso umkämpft sind; zum anderen ist sie gekoppelt an Kompetenzen und Eigenschaften von Individuen, die jeweilige Sprache (oder: die jeweiligen Sprachen und Sprachvarianten) zu sprechen oder zu beherrschen. Nicht allein die Kompetenz, eine Sprache sprechen zu können, sondern auch das Vermögen, sie situativ und differenziert einzusetzen, spielen dabei eine Rolle. Wann ist es etwa angemessen, mit Akzent oder im Dialekt zu sprechen? Welche Wortwahl empfiehlt sich in welcher Situation und bei welchem Gegenüber? Die unterschiedlich gelagerten Annahmen über den engen Zusammenhang zwischen Sprache und gesellschaftlicher Teilhabe, die an das Konzept von *Cultural Citizenship* anschliessen, sind Ausgangspunkt der Beispiele, um die es in den Essays in diesem Band geht. Sprache wird hier als eine von zahlreichen Dimensionen der Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen und an Öffentlichkeit verstanden.

### **Cultural Citizenship**

Grundlegende Aussage von *Cultural Citizenship* ist, dass sich die Bürgerschaft von Personen und Gruppen nicht nur auf die rechtliche Frage der Staatsbürgerschaft reduzieren lässt, also auf die formal-rechtliche oder politische Teilhabe, wie sie etwa über den offiziellen Status als Bürger:in oder über das Wahlrecht besteht. *Citizenship* wird hier nicht als als binärer Status – man ist Bürger:in oder man ist nicht Bürger:in – verstanden. Vielmehr konstatiert das Konzept von *Cultural Citizenship*, dass es trotz des Gleichheitsversprechens moderner Nationalstaaten *graduelle* Unterschiede im Status verschie-

dener Bevölkerungsgruppen gibt. Der Anthropologe Alejandro I. Paz spricht von «unequal gradations of citizenship status»<sup>14</sup>, die trotz der formalen Gleichheit auszumachen sind. Beispiele für solche Begrenzungen von Teilhabe trotz Staatsbürgerschaft sind geläufig; sie reichen von Diskriminierungen auf dem Wohnungs- und Arbeitsmarkt aufgrund eines fremdländischen Nachnamens über Benachteiligungen aufgrund des Geschlechts bis hin zu ökonomischen Dimensionen, die Ungleichheiten im Bereich der Bildung zur Folge haben können. Neben dem rechtlichen Status als Bürger:in lassen sich entsprechend weitere Faktoren und Merkmale ausmachen, die für eine Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen relevant sind. Welches Geschlecht, welche Hautfarbe, Herkunft oder Bildungshintergrund jemand hat, über welche ökonomischen Mittel und über welche Kompetenzen jemand verfügt und nicht zuletzt auch welche Sprache und wie jemand spricht oder sich verhält – all dies sind Elemente, die den Zugang zu bestimmten gesellschaftlichen Bereichen versperren oder erschweren können, und zwar trotz formal gleichen Rechten. *Citizenship* ist so abhängig von einer ganzen Reihe von Faktoren, die nicht immer gleich sichtbar sind und die zudem im geschichtlichen Verlauf durchaus variabel sind.

Solche Faktoren sind «marker of difference»<sup>15</sup> in Gesellschaften, über die Unterschiede deutlich werden und die für Einzelne oder für Gruppen eine vollständige Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen verhindern (oder ermöglichen) können. Entscheidend ist dafür, folgt man dem Konzept von *Cultural Citizenship*, nicht unbedingt, ob jemand auch die tatsächliche Staatsbürgerschaft besitzt. So kann man

14 Alejandro I. Paz, «Communicating Citizenship», Annual Review of Anthropology 48, Nr. 1 (2019): 78, <https://doi.org/10.1146/annurev-anthro-102317-050031>.

15 Jean Beaman, «Citizenship as Cultural: Towards a Theory of Cultural Citizenship», Sociology Compass 10, Nr. 10 (2016): 849, <https://doi.org/10.1111/soc4.12415>.

## Sprechen als gesellschaftliche Teilhabe

am gesellschaftlichen Leben, an Bildung, Kultur und Gesundheitsversorgung durchaus teilhaben, ohne die Staatsbürgerschaft des jeweiligen Landes zu besitzen. Die Anthropologin Aihwa Ong etwa beschreibt das Beispiel der «parachute kids»<sup>16</sup>, die von ihren ökonomisch gut situierten Eltern zum Studium ins Ausland geschickt werden und dort, mit Ausnahme etwa des Wahlrechts, Zugang zu allen gesellschaftlichen Bereichen haben. Eine fehlende Staatsbürgerschaft muss in solchen Fällen kein Hindernis sein. Auf der anderen Seite kann man von der Teilhabe in unterschiedlichen Bereichen ausgeschlossen sein, obwohl man eigentlich die Staatsbürgerschaft besitzt: Der Zugang zu ausgezeichneter Bildung etwa kann durch fehlende ökonomische Mittel oder durch das Milieu des Elternhauses erschwert werden, die Suche nach Arbeit kann durch Diskriminierungen aufgrund von Hautfarbe, Herkunft oder Geschlecht begleitet werden. Die «marker of difference» sind dabei nicht zwangsläufig explizit und deutlich. So verweist Pierre Bourdieu in seinen Forschungen zu sozialen Ungleichheiten, dass etwa der falsche Geschmack oder fehlendes Wissen über das richtige Verhalten oder die richtige Wortwahl in bestimmten Situationen im Sinne eines «kulturellen Kapitals» die Grundlage von Prozessen der Exklusion sein kann.<sup>17</sup> Die Politiken der Differenz und Distinktion, die er und andere Forscher:innen in diesem Bereich beleuchten, machen deutlich, dass der soziale Raum zu grossen Teilen durch informelle Dimensionen geprägt wird, zu denen nicht zuletzt auch Sprache gehört.<sup>18</sup>

<sup>16</sup> Aihwa Ong, «Cultural Citizenship as Subject-Making: Immigrants Negotiate Racial and Cultural Boundaries in the United States», *Current Anthropology* 37, Nr. 5 (1996): 737–62, <https://doi.org/10.1086/204560>.

Diskriminierungen und Hindernisse in gesellschaftlicher Teilhabe werden im Rahmen von *Cultural Citizenship* differenziert betrachtet, also nicht als klare kategoriale Unterscheidung zwischen Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit. Renato Rosaldo etwa kritisiert die alltagssprachliche Trennung zwischen «full» und «second-class citizens» und konstatiert, dass *Citizenship* «a matter of degree» sei<sup>19</sup>, die sich in spezifischen Situationen auch auf unterschiedliche Art zeigen könne. Damit gehe es aus Perspektive der Forschung – die bei Rosaldo durchaus ein aktivistisches Element hat – insbesondere darum, den «qualitative distinctions in senses of belonging, entitlement, and influence» nachzugehen und danach zu fragen, wie solche Unterschiede konfiguriert sind, wie sie sich im Alltag zeigen und wie sie etwaig auch beseitigt werden können. Die «different degrees of full inclusion on society»<sup>20</sup> oder «gradations of citizen status»<sup>21</sup>, auf die das Konzept von *Cultural Citizenship* aufmerksam macht, sind nach dieser Sichtweise auch in konkreten Interaktionen beobachtbar. Damit geht es nicht nur um formalisierte rechtliche, politische oder zivilgesellschaftliche Regelungen, die einen hohen Formalisierungsgrad aufweisen, sondern ebenso um informelle und teils nur schwer sichtbare Unterschiede.

Im Kontext von Sprache als Element von *Citizenship* sind hier etwa Akzent oder Wortwahl zu nennen, die als «marker of difference» fungieren können. Wegweisend für diese Einsicht sind die Arbeiten des

17 Pierre Bourdieu, «Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital», hg. von Reinhard Kreckel, Soziale Welt Sonderband 2 (1983): 183–98.

18 Pierre Bourdieu, *Language and Symbolic Power* (Cambridge: Harvard University Press, 1991).

19 Renato Rosaldo, «Cultural Citizenship in San Jose, California», PoLAR: Political and Legal Anthropology Review 17, Nr. 2 (1994): 57, <https://doi.org/10.1525/pol.1994.17.2.57>.

20 Beaman, «Citizenship as Cultural», 850.

21 Paz, «Communicating Citizenship», 78.

## Sprechen als gesellschaftliche Teilhabe

Soziolinguisten William Labovs über Sprachvariationen in New York. In «The Social Stratification of English in New York City»<sup>22</sup> zeigt er, wie sprachliche Unterschiede mit sozialen Unterschieden korrelieren und wie über den sprachlichen Ausdruck von Individuen deren Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Gruppen interpretiert wird.

Zumindest implizit sind dabei Vorstellungen eines «normative centers»<sup>23</sup> oder eines Standards, an dem Abweichungen gemessen werden können. Sowohl bei Sprache<sup>24</sup> wie auch bei den anderen Dimensionen von *Cultural Citizenship* gibt es hegemoniale Ideen darüber, wie man «richtig» und «normal» (oder «falsch» und «abweichend») spricht, sich verhält oder genereller: ist. In den USA etwa ist dem WASP, dem «White Anglo-Saxon Protestant», lange der Status des idealtypischen Bürgers zugeschrieben worden<sup>25</sup>, von dem ausgehend Differenzen ausgemacht wurden. Solche Vorstellungen eines Standards sind zwar historisch relativ stabil und träge, können sich jedoch im zeitlichen Verlauf ändern und sind Gegenstand gesellschaftlicher Aushandlungen. So lässt sich für den europäischen Kontext beobachten, dass die Sicht auf Migration als Normalität und auf Länder wie die Schweiz oder Deutschland als Einwanderungsländer zwar weiterhin auf Widerstände stößt. Angesichts der Realität von Migration und der entsprechenden Differenzierung von Lebensreali-

22 William Labov, *The Social Stratification of English in New York City*, *The Social Stratification of English in New York City* (Cambridge: Cambridge University Press, 2006), zuerst 1966 erschienen.

23 Beaman, «Citizenship as Cultural», 853.

24 Michael Silverstein, «Monoglot Standard in America: Standardization and Metaphors of Linguistic Hegemony», in *The matrix of language: contemporary linguistic anthropology*, hg. von Donald Brenneis und Ronald K S Macaulay (Boulder: Westview Press, 1996), 284–306.

25 Vgl. Eric P. Kaufmann, *The Rise and Fall of Anglo-America* (Cambridge, Mass: Harvard University Press, 2004); Kaufmann setzt den Beginn dieser Vorstellung bei der Amerikanischen Revolution an und konstatiert ab den 1960er Jahren eine verstärkte kritische Sicht darauf.

täten und Biografien ist das Bild eines normativen Zentrums jedoch zunehmend umstritten – unter anderem auch durch Forderungen, gesellschaftliche Teilhabe im Sinne von *Cultural Citizenship* neu zu denken.

### **«The Right to Be Different»: Cultural Citizenship bei Renato Rosaldo**

Das Konzept von *Cultural Citizenship* kann unterschiedlich angewendet werden. Zum einen kann es als positive Forderung nach vollständiger Teilhabe trotz Differenz verstanden werden. Für diesen Ansatz steht stellvertretend Renato Rosaldo, der sich ab Mitte der 1990er-Jahre mit der Frage beschäftigt, wie Latinos sich um Inklusion in den USA bemühen und welche Argumentationsfiguren dabei genutzt werden. Rosaldo definiert *Cultural Citizenship* wie folgt:

*«Cultural citizenship refers to the right to be different (in terms of race, ethnicity, or native language) with respect to the norms of the dominant national community, without compromising one's right to belong, in the sense of participating in the nation-state's democratic process.»<sup>26</sup>*

Rosaldo interessiert sich dafür, wie «belonging», also gesellschaftliche Zugehörigkeit, praktisch gedacht werden kann. Mit dieser Frage geht die Beobachtung einher, dass es «a range of gradations in the qualities of citizenship» (ebd.) gibt, die über den dichotomen rechtlichen Unterschied zwischen Bürger:innen und Nicht-Bürger:innen hinausgehen. Er interessiert sich im Anschluss an Stuart Hall und David Held dafür, was Zugehörigkeit in der Praxis meint («what belonging means in practice») und für die «micropolitics of cultural citizenship»<sup>27</sup>, die sich in alltäglichen Interaktionen zeigen – insbeson-

26 Rosaldo, «Cultural Citizenship in San Jose, California», 57.

27 Rosaldo, 61.

dere in Erfahrungen von Diskriminierung und Exklusion. Wie also werden im Alltag die graduellen Unterschiede im *Citizenship*-Status sichtbar?

Teilhabe umfasst bei Rosaldo eine ganze Reihe von Faktoren, die von eher abstrakten Dimensionen wie rechtlicher und politischer Gleichbehandlung über ökonomische Chancengleichheit, Werte wie Menschenwürde, Wohlbefinden, Respekt bis hin zu pragmatischen Aspekten wie gleichen Löhne und Einkommen, Zugang zu Wohnraum, Gesundheitsversorgung, Bildung und Arbeit reichen.<sup>28</sup> Rosaldo konstatiert dabei einen zentralen Unterschied zwischen der «formal legal citizenship» und der «informal cultural citizenship», die sich aus diesen ganz unterschiedlichen Elementen zusammensetzt und im Gegensatz zur rechtlichen Bürgerschaft besonders für Migrant:innen schwer oder gar nicht zu erreichen ist. Rosaldo argumentiert hier im Anschluss an Paul Gilroy, einen prominenten Vertreter der Cultural Studies. Dieser führt am Beispiel Grossbritanniens aus: «Englishness is a complex form of life that can only be acquired through a long time of residence in the nation»<sup>29</sup>. Um also in allen Dimensionen den normativen Vorstellungen von «Englishness» zu entsprechen und sich an diese anzupassen braucht es, so Gilroy, eine lange Zeit und entsprechende Anstrengungen. Überdies sei die «color line», also die Hautfarbe, ein wesentlicher Grund dafür, dass trotz der formellen Staatsbürgerschaft und der Anpassung und vorherrschende Standards die informelle *Citizenship* teils überhaupt nicht erreicht werden kann. Entsprechend ist auch die Forderung Rosaldos nach einem Recht auf Differenz zu verstehen: Im Rahmen eines politischen Kampfes um Teilhabe gehe es darum, Unterschiede nicht als Defizit und Abweichung zu verstehen, sondern positiv als Merkmale von *Citizenship* zu verstehen.<sup>30</sup>

28 Rosaldo, 57f.

29 Rosaldo, 60.

30 Rosaldo, 57f.

### **«Cultural Citizenship as Subject-Making»: Cultural Citizenship bei Aihwa Ong**

Zum anderen kann *Cultural Citizenship* auch als analytische Feststellung verstanden werden, dass Individuen zu *Citizens* gemacht werden und selbst an diesem Prozess beteiligt sind. Aihwa Ong, die diesen Ansatz geprägt hat, spricht von

*«Cultural citizenship [as] a dual process of self-making and being-made within webs of power linked to the nation-state and civil society. Becoming a citizen depends on how one is constituted as a subject who exercises or submits to power relation.»<sup>31</sup>*

Anders als bei Rosaldo geht es Ong also um weniger um die Gestaltungsmacht und -möglichkeiten von Individuen, die Rechte auf *Citizenship* trotz Differenzen zu vorherrschenden Vorstellungen von Bürger:innen einfordern. Stattdessen betrachtet sie die «everyday processes whereby people, especially immigrants, are made into subjects of a particular nation-state»<sup>32</sup>. Im Anschluss an Foucault geht sie von hegemonialen Formen aus, die innerhalb von Nationalstaaten für die Subjektwerdung («subjectification») als *Citizen* zur Verfügung stehen und dabei auf ethnische, kulturelle und ökonomische Differenzen rekurrieren. Auch Ong betont, dass es unterschiedliche «elements of citizenship» gibt, die miteinander verbunden und hierarchisch geordnet sind: «entanglement of ideologies of race, culture, nation, and capitalism shapes a range of ethnicized citizenship in different fields».<sup>33</sup>

Für unterschiedliche Gruppen von Immigrant:innen gibt es nach Ong, die insbesondere über die Verbindungen zwischen Südostasien

31 Ong, «Cultural Citizenship as Subject-Making: Immigrants Negotiate Racial and Cultural Boundaries in the United States», 738.

32 Ong, 737.

33 Ong, 751.

## Sprechen als gesellschaftliche Teilhabe

und den USA geforscht hat, auch unterschiedliche Möglichkeiten der gesellschaftlichen Teilhabe als «*differential governmentalities*»<sup>34</sup>. So könnten reiche Familien aus dem asiatischen Raum ihre Kinder als «parachute kids» auf Eliteschulen in den USA schicken und ihnen durch die entsprechende ökonomische Ausstattung und den Zugang zu gutem rechtlichen Beistand sowohl einen gesicherten Aufenthaltsstatus wie einen hohen Grad an gesellschaftlicher Teilhabe ermöglichen.<sup>35</sup> Insbesondere Immigrantinnen aus ärmeren Ländern wie Kambodscha seien hingegen auf eine «*alternative modality of belonging*»<sup>36</sup> angewiesen, die zum Beispiel durch die Mitgliedschaft in der mormonischen Kirche erreicht werden könne. Anders als bei den «parachute kids» seien deren Möglichkeiten zur Teilhabe begrenzt und an die Notwendigkeit geknüpft, sich den weissen und männlichen Idealen der Kirche unterzuordnen. Nach Ong gibt es entsprechend differenzierte Formen der Teilhabe, die abhängig von Ethnizität, Kultur, ökonomischen Kapital und Gender sind.

Sowohl Ong als auch Rosaldo verweisen in ihren Arbeiten darauf, dass *Cultural Citizenship* nicht statisch, sondern dynamisch und komplex sei. Was genau unter *Citizenship* verstanden wird ist Gegenstand von Aushandlungen in spezifischen Situationen, Teil von politischen Kämpfen und ebenso von governementalen Prozessen. Insbesondere in *hybriden Kulturen*<sup>37</sup>, in denen nicht mehr ohne weiteres von einer «*dominant culture*» oder einem «*normative center*» gesprochen werden kann, hat man es entsprechend mit wechselnden Vorstellungen von Zugehörigkeit zu tun.

34 Ong, 751.

35 Ong, 748f.

36 Ong, 747.

37 García Canclini, *Hybrid Cultures. Strategies for Entering and Leaving Modernity*.

### **Multidimensionalität von Citizenship**

Die unterschiedlichen Ansätze im Kontext von *Cultural Citizenship* machen jeweils deutlich, dass Teilhabe nur in ihrer Multidimensionalität zu verstehen ist und sich nicht auf ein oder wenige Elemente reduzieren lässt. Der Fokus auf den rein rechtlichen Status etwa kann dann den Blick auf Hindernisse der politischen Partizipation versperren; eine Betonung der sozialen Dimensionen von bürgerschaftlicher Teilhabe kann ökonomische Faktoren vernachlässigen; der Versuch, Bildungsunterschiede als Hürde von Teilhabe zu beseitigen, kann Diskriminierungserfahrungen entlang kultureller oder religiöser Zugehörigkeiten ausblenden. Ebenso reicht der ausschließliche Blick auf Sprache als begrenzender Faktor der Teilhabe nicht aus. Dies erfordert einen detaillierten Blick auf spezifische Kontexte, in denen Unterschiede mit Bezug auf *Citizenship* sichtbar werden.

So zeigen etwa die Arbeiten von Néstor García Canclini, dass *Citizenship* sich über transnationale Konsumgemeinschaften konstituieren kann:

*«Men and women increasingly feel that many of the questions proper to citizenship – where do I belong, what rights accrue to me, how can I get information, who represents my interests? – are being answered in the private realm of commodity consumption and the mass media more than in the abstract rules of democracy or collective participation in public spaces.»<sup>38</sup>*

*Citizenship* – und bei García Canclini auch Öffentlichkeit an sich – sind nicht mehr über nationale Grenzen definiert, sondern beeinflusst durch globale Entwicklungen des Multikulturalismus, zuvor-

38 Néstor García Canclini, *Consumers and Citizens: Globalization and Multi-cultural Conflicts* (Minneapolis: University of Minnesota Press, 2001), 15.

## Sprechen als gesellschaftliche Teilhabe

derst von Konsumgewohnheiten und Medienkonsum<sup>39</sup>. Aihwa Ong macht deutlich, dass *Citizenship* auch über die Mitgliedschaft in Kirchengemeinden, dem Studium an Universitäten oder über philanthropische Aktivitäten angestrebt werden kann.<sup>40</sup> Jean Beaman argumentiert mit dem Begriff der «multicultural citizenship», dass Bürgerschaft individuell sehr unterschiedlich konfiguriert sein kann: «individuals are not uniform, citizenship contours itself around them».<sup>41</sup> Eine solche Multidimensionalität von *Citizenship*, die in diesen und anderen Ansätzen deutlich wird, lässt sich nicht über einfache kategoriale Unterscheidungen erschliessen. Sie wird insbesondere in Situationen deutlich, in denen gesellschaftlich ausgehandelt wird, welche Anforderungen erfüllt werden müssen, um *Citizen* zu sein. Im Anschluss an Ong geht es um die spezifischen Subjektivierungsprozesse, in deren Folge *Citizens* angerufen und diszipliniert werden.<sup>42</sup> In den Fokus rücken damit – anstelle formaler Kriterien – die performativen Dimensionen von Teilhabe und konkrete «acts of citizenship»<sup>43</sup>, also das Verhalten und die Handlungen Einzelner, mit denen Rechte zur Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen eingefordert oder verwirklicht werden. Leitend ist hierfür die Frage, wie sich *Cultural Citizenship* in alltäglichen Situationen zeigt und welche – auch sprachlichen – Praktiken damit verbunden sind.

39 Vgl. Andreas Hepp, «Néstor García Canclini: Hybridisierung, Deterritorialisierung und Cultural Citizenship», in Schlüsselwerke der Cultural Studies, hg. von Andreas Hepp, Friedrich Krotz, und Tanja Thomas, Medien – Kultur – Kommunikation (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2009), 171.

40 Ong, «Cultural Citizenship as Subject-Making: Immigrants Negotiate Racial and Cultural Boundaries in the United States».

41 Beaman, «Citizenship as Cultural», 851.

42 Ong, «Cultural Citizenship as Subject-Making: Immigrants Negotiate Racial and Cultural Boundaries in the United States».

43 Beaman, «Citizenship as Cultural», 851.

Diese Praktiken müssen nicht darauf ausgerichtet sein, die «differences of race, gender and other social statuses»<sup>44</sup> zum Verschwinden oder in Einklang mit einer «dominant culture» oder einem «normative center» zu bringen. So wird in den Arbeiten Rosaldos das «Recht auf Differenz» betont und entsprechend eine Neuausrichtung von Vorstellungen über *Citizenship* gefordert. García Canclini sieht solche Forderungen eingebettet in Prozesse der Dekollektivierung kultureller Systeme und der Verbreitung «unreiner Genres», durch die Vorstellungen von Standards und Normalität zunehmend verwischen und «deterritorialisiert» werden.<sup>45</sup> An die Stelle von eindeutigen Merkmalen der nationalen (und staatsbürgerlichen) Zugehörigkeit treten hybride Formen<sup>46</sup> und starre Kategorien wie Bürger:innen und Immigrant:innen verlieren – insbesondere in urbanen Kontexten – ihre Bedeutung.<sup>47</sup>

### **Sprache und Citizenship**

Die Zunahme hybrider Formen trifft auch auf Sprache zu. Gerade in den «global cities» und Zentren, zu denen etwa Saskia Sassen oder Néstor García Canclini gearbeitet haben, sind Überschneidungen und Mischformen zwischen unterschiedlichen Sprachen anzutreffen; in spezifischen Kontexten ist dann die Wahl der eigentlichen Standardsprache unüblicher als die einer eigentlichen Fremdsprache. Um an dieser Stelle nur einige Beispiele zu nennen: Über Konsum, die Mitgliedschaft in transnationalen Konsumgemeinschaften oder den all-

44 Beaman, 850.

45 Vgl. Hepp, «Néstor García Canclini: Hybridisierung, Deterritorialisierung und Cultural Citizenship», 172.

46 García Canclini, *Hybrid Cultures. Strategies for Entering and Leaving Modernity*.

47 Sassen, «The Repositioning of Citizenship: Emergent Subjects and Spaces for Politics».

täglichen Kontakt mit anderen Sprachen sind fremdsprachige Begriffe und Ausdrücke zum festen Bestandteil linguistischer Repertoires geworden. In Arbeitskontexten bestimmter Branchen ist Englisch längst zur Umgangssprache geworden, sowohl in der internen Kommunikation wie auch im Kontakt mit Kund:innen im In- und Ausland. Einen besonderen Einfluss haben zudem Prozesse der Medialisierung: Auf Social Media zeigen sich hybride sprachliche Formen, die durch die länderübergreifende Rezeption von Inhalten begünstigt werden oder auf Biografien der Migration zurückgehen.<sup>48</sup> Durch Online-Multiplayer-Spiele, Streaming-Plattformen oder über den Konsum von Filmen und Serien mit Untertiteln oder in Originalsprache hat sich eine Sprachvielfalt potenziert, die über dominierende Sprachen wie Englisch hinausgeht. Migrationsbewegungen<sup>49</sup> und Superdiversität<sup>50</sup> machen die praktische Hybridität von Sprache in Alltagskontexten plastisch und unübersehbar.

Trotz dieser sprachlichen Vielfalt und Hybridität lässt sich eine Persistenz von Einsprachigkeit als Standardvorstellung beobachten, insbesondere in Europa. Die linguistische Anthropologin Susan Gal konstatiert in diesem Zusammenhang:

48 Christian Ritter, Postmigrantische Balkanbilder: Ästhetische Praxis Und Digitale Kommunikation Im Jugendkulturellen Alltag, Kulturwissenschaftliche Technikforschung 8 (Zürich: Chronos, 2018).

49 Sabine Hess und Henrik Lebuhn, «Politiken der Bürgerschaft. Zur Forschungsdebatte um Migration, Stadt und citizenship», *sub\urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung* 2, Nr. 3 (2014): 11–34, <https://doi.org/10.36900/suburban.v2i3.153>; Sabine Hess, «Citizens on the road. Migration, Grenze und die Rekonstitution von Citizenship in Europa», *Zeitschrift für Volkskunde* 112, Nr. 1 (2016): 3–18.

50 Steven Vertovec, «Talking around Super-Diversity», *Ethnic and Racial Studies* 42, Nr. 1 (2019): 125–39, <https://doi.org/10/gg5m28>.

*«The dominant ideology of language in Europe today is «standard language». It simultaneously shapes and hides many of the actual practices of speakers, especially minorities and migrants.»<sup>51</sup>*

Gal verweist damit auf den Widerspruch, dass Vorstellungen über einen «reinen» und «richtigen» Sprachgebrauch vielfach nicht mit den tatsächlichen sprachlichen Praktiken übereinstimmen, aber dennoch wirkmächtig sein können. Diese Wirkmacht bezieht sich jedoch oft vor allem auf solche Personengruppen, deren Zugehörigkeit prekär ist oder infrage gestellt wird. Differenzbeobachtungen werden so vor allem dann angestellt, wenn sie mit anderen «markers of difference» einhergehen, also etwa mit einer anderen Herkunft, einem anderen sozialen Status oder einem anderen Bildungshintergrund. Die Differenzen, die zwischen (präskriptivistischen) Bildern einer idealisierten Standardsprache und der (deskriptivistischen) Beschreibung spezifischer Praktiken des Sprechens<sup>52</sup> auftreten, sind dabei keineswegs neu. Die oben bereits erwähnte Vorstellung der «natürlichen» Verknüpfung von Sprache und Volk, die von Herder und auch von früheren Autoren vertreten wurde, ist, so Gal, als Konstruktion und als Sprachideologie kritisiert worden:

*«Ironically, as scholars have repeatedly pointed out, such a perfect homology among nation, state, and language never existed in Europe, or anywhere else. As an ideal made of tightly interwoven strands, it is nevertheless a powerful, generative projection. Such a configuration of assumptions deserves to be called an ideology of language because it takes a perspective on the empirical world, erasing phenomena*

51 Susan Gal, «Migration, Minorities and Multilingualism: Language Ideologies in Europe», in *Language Ideologies, Policies and Practices*, hg. von Clare Mar-Molinero und Patrick Stevenson (London: Palgrave Macmillan, 2006), 13–27.

52 Vgl. hierzu auch den Beitrag von Ruedi Widmer in diesem Band.

*that do not fit its point of view; ideology too because it is linked to political positions.»<sup>53</sup>*

Der Begriff der «language ideology» oder Sprachideologie wird hier genutzt, um Vorstellungen über Sprache und Sprachgebrauch aufzustellen, die nicht deckungsgleich mit dem realen Gebrauch von Sprachen sind. Hierzu kann die Annahme zählen, dass mit einer Nation auch eine Nationalsprache verbunden ist, deren Beherrschung Voraussetzung für die Teilhabe an Gesellschaft ist. Sprache wird entsprechend nicht als neutrales Medium der Verständigung verstanden<sup>54</sup>, sondern als verknüpft mit politischen Interessen und normativen Überzeugungen. Die linguistische Anthropologin Judith T. Irvine formuliert hierzu:

*«To study language ideologies, then, is to explore the nexus of language, culture, and politics. It is to examine how people construe language's role in a social and cultural world, and how their construals are socially positioned.»<sup>55</sup>*

Entsprechend ist der Zusammenhang von Sprache und Citizenship nur zu verstehen, wenn auch dessen soziale und politische Dimensionen mit in den Blick genommen werden. Die privilegierte Stellung von «Nationalsprachen» als Sprachideologie verknüpft soziokulturelle und politische Ansichten mit Sprache und setzt dabei den «monolingualen Habitus der multilingualen europäischen Gesellschaften»<sup>56</sup>

53 Gal, «Migration, Minorities and Multilingualism: Language Ideologies in Europe», 15.

54 Mikhail M Bakhtin, *The Dialogic Imagination. Four Essays, Four Essays* (Austin: University of Texas Press, 1981).

55 Irvine, Judith T. «Language Ideology». In *Oxford Bibliographies: Anthropology*. Oxford University Press, 2012. <https://doi.org/10.1093/obo/9780199766567-0012>.

56 Patrick Stevenson, «Migration und Mehrsprachigkeit in Europa: Diskurse über Sprache und Integration», in *Sprache und Integration*, hg. von Ludwig M. Eichinger, Albrecht Plewnia, und Melanie Steinle, *Studien zur deutschen Sprache* 57 (Tübingen: Günter Narr, 2011), 16.

als Standard, von dem aus Abweichungen ausgemacht werden. Über Sprachideologie wird so die Beherrschung einer nationalen Standardsprache zur Bedingung von vollständiger gesellschaftlicher Teilhabe gemacht. Vielfach geht es dabei um einen, wie Michael Silverstein es nennt, «monoglot standard»<sup>57</sup>, der beherrscht werden muss, um vorherrschenden linguistischen Konventionen zu entsprechen. Damit sind nicht nur die jeweilige Sprache an sich, sondern darüber hinaus auch Wortwahl, Grammatik, Dialekt oder Soziolekt gemeint – Aspekte also, die von vorherrschenden konstruierten Standards wie ‹Hochdeutsch› oder ‹British Standard English› abweichen können.

Die pragmatische Sprachvielfalt trifft so auf normative Vorstellungen des richtigen Sprechens, die als Ausschlusskriterien für Bereiche gesellschaftlicher Teilhabe dienen können. Patrick Stevenson merkt hierzu an, dass gegenwärtige Prozesse der Transnationalisierung diese Vorstellungen paradoxerweise sowohl herausfordern wie auch verstärken:

*«Auf der einen Seite mindern [globalisierte wirtschaftliche Prozesse, S.G.] die Bedeutung nationalstaatlicher Grenzen, auf der anderen Seite verursachen sie einen internen politischen Druck in den einzelnen europäischen Staaten, diese Grenzen aufrecht zu erhalten und nationale Interessen zu behaupten.»<sup>58</sup>*

Insbesondere im Rahmen der Europäischen Union zeigt sich dieser Widerspruch. Zum einen gibt es das idealisierte Bild von mobilen europäischen Bürger:innen, die mehrere (europäische) Sprachen beherrschen, gut ausgebildet sind und sich zwischen den verschiede-

57 Silverstein, «Monoglot Standard in America: Standardization and Metaphors of Linguistic Hegemony»; Michael Silverstein, «Contemporary Transformations of Local Linguistic Communities», Annual Review of Anthropology 27 (1998): 401–26, <https://doi.org/10.1146/annurev.anthro.27.1.401>.

58 Stevenson, «Migration und Mehrsprachigkeit in Europa: Diskurse über Sprache und Integration», 17.

## Sprechen als gesellschaftliche Teilhabe

nen Mitgliedsstaaten der EU bewegen. Damit verbunden ist auch die Idee eines «europäisches Staatsbürgerschaftsmodell[s]», nach dem nationale Identitäten weniger wichtig werden als die Zugehörigkeit zum pluralen Projekt der EU. Mehrsprachigkeit ist demnach ein wünschenswerter Ausweis von Kompetenz. Zum anderen aber, so Stevenson, liessen sich vor dem Hintergrund einer grösseren Offenheit und von Superdiversität auch Tendenzen beobachten, dass Kriterien der klassischen Staatsbürgerschaft stärker entlang nationalstaatlichen Standards orientiert werden, um ländertypische Eigenschaften zu betonen und zu bewahren. Sprache spielt dabei eine zentrale Rolle:

*«In beiden Fällen dient die Sprache den Gesetzesmachern als eine Kernkomponente in der Formulierung der Bürgerrechte, der Verantwortungen und der Möglichkeiten. Doch während einerseits der ideale EU-Bürger entworfen wird, der als Polyglott in der Lage ist, sein Repertoire an Sprachen je nach Nutzen und Bedarf anzuwenden und zu erweitern, ist andererseits in vielen Mitgliedsstaaten nicht die plurilinguale Kompetenz, sondern die Beherrschung der ‹Nationalsprache› die Hauptvoraussetzung für die Staatsbürgerschaft.»<sup>59</sup>*

Gerade gesellschaftliche Offenheit und Superdiversität, die sich besonders in urbanen Kontexten zeigen, verstärken demnach die Reproduktion sprachlicher Standards als Voraussetzung gesellschaftlicher Teilhabe, indem durch sie Differenzen deutlicher sichtbar werden. Sprachvielfalt wird durch stärkere Vernetzung und Mobilität pragmatisch befördert und ist Realität in vielen Lebensbereichen; zugleich wird sie dann als Problem konstruiert, wenn sie nicht auch lokale Standardsprachen als nationales Merkmal und Integrationsbedingung miteinschliesst.

59 Stevenson, 18.

Damit hängt auch die Frage zusammen, wann Mehrsprachigkeit als Defizit und wann als ökonomischer Vorteil gesehen wird. Stevenson spricht von «orders of multilingualism»<sup>60</sup>, nach denen Konstellationen der Mehrsprachigkeit unterschiedlich bewertet werden. Manche dieser Konstellationen sind erwünscht oder sogar erforderlich, etwa in Arbeitskontexten, in denen man zur Kommunikation auf English-, Französisch oder Spanischkenntnisse angewiesen ist. Diese Bewertung einzelner Sprachen nach ihrer Nützlichkeit ist variabel: Das auch als *«lingua franca»* apostrophierte Englisch gilt sicherlich – vor allem in Europa – auch weiterhin als wichtigste Sprache. Mit der Entwicklung der chinesischen Volkswirtschaft der letzten Jahrzehnte gewinnt jedoch auch Chinesisch als Sprache in der Wirtschaft an Bedeutung. Andere Konstellationen der Mehrsprachigkeit hingegen werden als Integrationshürde gesehen. Stevenson gibt das Beispiel der französischen Banlieus, in denen das Sprechen von Arabisch als Subversion und Weigerung zur Anpassung interpretiert wird. Zudem wird die Mehrsprachigkeit von Arbeitnehmer:innen, die neben Deutsch oder Englisch etwa noch osteuropäische Sprachen beherrschen, zwar nicht als Hindernis zur Teilhabe betrachtet, jedoch als weniger *«wertvoll»* als die Sprachkompetenz in *«nützlicheren»* Sprachen.

Hierarchien von Mehrsprachigkeit sind in diesem Sinne verknüpft mit «sociolinguistic economies»<sup>61</sup>, wie die beiden Soziolinguisten Jan Blommaert und Ben Rampton es nennen. Damit verweisen sie darauf, dass unterschiedlichen Sprachen in sozialen und ökonomischen Kontexten auch eine unterschiedliche Wertigkeit beigemessen wird,

60 Stevenson, 15.

61 Blommaert und Rampton, «Language and Superdiversity»; vgl. auch Judith T Irvine, «When Talk Isn't Cheap: Language and Political Economy», American Ethnologist 16, Nr. 2 (1989): 248–67, <https://doi.org/10.1525/ae.1989.16.2.02a00040>.

## Sprechen als gesellschaftliche Teilhabe

ohne dass es dabei um ihre tatsächliche Nützlichkeit oder Anwendbarkeit geht. Ein Aspekt davon ist, inwiefern solche Sprachkompetenzen mit gesellschaftlicher Teilhabe in Verbindung gebracht werden: Welchen Sprachen wird ein die Teilhabe fördernder oder hemmender Einfluss beigegeben? Wie sieht eine ‹angemessene› Mehrsprachigkeit in der Praxis, in der Öffentlichkeit und im Privaten aus? Solche Vorstellungen, wie man wann zu sprechen hat, sind im Sinne von Sprachideologien wesentlicher Bestandteil von *Cultural Citizenship*. Blommaert und Rampton argumentieren aus soziolinguistischer Perspektive für einen Fokus auf Praktiken des Vermischens, der Hybridisierung und insbesondere der situierten und konkreten Nutzung von Sprache,<sup>62</sup> um Fragen über den Zusammenhang von Sprache und ihren Nutzer:innen nachgehen zu können – und letztlich auch, um ein Verständnis von Standardsprachkompetenz als Voraussetzung für gesellschaftliche Teilhabe zu problematisieren.

Dieses Spannungsverhältnis zwischen Standardsprachen, ‹nützlichen› oder ‹weniger nützlichen› Sprachen ist – und hiermit kommen wir zum Beginn dieses Essays zurück – auch Thema der interkulturellen Wochen «About Us! Zürich interkulturell» gewesen. Hier wurden alternative linguistischen und soziokulturelle Praktiken sichtbar gemacht, die ihren Platz in Städten wie Zürich haben, in Sprachideologien über gesellschaftliche Teilhabe aber nur selten oder nur am Rande vorkommen. Das Bewusstsein, dass und in welcher Vielfalt diese existieren, kann ein Ausgangspunkt sein, um die Verknüpfung von Standardsprachen und Staatsbürgerschaft jenseits pragmatischer Erfordernisse zu lockern und den dynamischen Charakter von Sprachideologien zu betonen.

62 Blommaert und Rampton, «Language and Superdiversity», 7.

Eine informelle *Cultural Citizenship* bedeutet dann, sprachliche Differenzen in ihrer Multiplizität anzuerkennen und auch den Einfluss zu sehen, die diese auf dominante sprachliche Praktiken haben. Mehrsprachigkeit, hybride Formen, Sprachwechsel – im sprachlichen Alltag gerade von Städten ist das Normalität, die Teilhabe in ganz unterschiedlichen Formen ermöglicht. Differenzen im Sprachgebrauch müssen entsprechend nicht auch zwangsläufig graduelle Unterschiede im informellen *Citizenship*-Status nach sich ziehen. Die Sichtbarmachung von sprachlicher Vielfalt und das Bewusstsein, dass sprachliche Unterschiede als Merkmale für Ausgrenzungen wie auch für Teilhabe dienen können, sind hierfür jedoch Voraussetzung. In diesem Sinne sind auch die Beiträge in diesem Band zu verstehen: Sie zeigen ganz unterschiedliche Verknüpfungen von Sprache und gesellschaftlicher Teilhabe auf, die auf den ersten Blick nicht unbedingt sichtbar sind.



# Linguistic Citizenship

## Über die Unmöglichkeit präskriptiver Sprachpolitik in post-postmodernen Zeiten

Von Ruedi Widmer

Würde Sprache von Wissenschaft, Politik und Gesellschaft ähnlich gehandhabt wie etwa der Wald, dann gäbe es im Rollenspiel nebst der Expert\*in (Kenner\*in) und der Regulator\*in (Politiker\*in) auch so etwas wie die Förster\*in der Sprache. Die Sprache, aufgefasst als Meta-Lebewesen oder Ökosystem, könnte von einer solchen Förster\*in entlang massgeblicher Politikziele gehegt und gepflegt, geschützt und für Nutzungen zugänglich gemacht werden. Das übergreifende Ziel solcher Forstwirtschaft könnte, angelehnt an das Konzept der Cultural Citizenship, *Linguistic Citizenship* genannt sein. Es würde darin beispielsweise eine Sprache angestrebt, die (wie der Wald) lebt, sich erneuert und entwickelt, dabei aber auch ihre Funktion für das Gemeinwohl erfüllt und namentlich den Bedürfnissen einer funktionierenden, alle in einer Stadt oder einem Land lebenden Subjekte einbeziehenden Öffentlichkeit, Bildung, Kultur usw. dient. Es wäre die Aufgabe der Sprachförster\*in, die Sprache und die in ihr wirkenden, auch gegenläufigen Interessen und Bedürfnisse im Kleinen wie im Grossen durch Beobachtung und Interventionen in einem Gleichgewicht zu halten.

## Linguistic Citizenship

Doch was ist, wenn die Sprachförster\*in die Sprache, das ihrer Hege und Pflege anvertraute Gebiet, in einem Ungleichgewicht antrifft? Wenn darin beispielsweise unerwünschte Wörter oder Wortverwendungsarten erwünschte verdrängen? Wenn sie merkt, dass es in der Frage, was ein erwünschtes Wort ist, und worin das Gleichgewicht der Sprache besteht, abnehmend Einigkeit gibt? Wenn es gar den Anschein macht, als ob diese Sprache auf wohlmeinende Hege und Pflege einer Förster\*in gar nicht angewiesen ist? Wenn es, mehr noch, nicht mehr klar ist, wer in diesem Prozess, wenn etwa die Rede von der *Verluderung* oder *Verwilderung* der Sprache die Rede ist, der Bock und wer der Gärtner ist?

Damit ist eine Krise beschrieben, in der die Sprache, verstanden als etwas, was man hegen, pflegen und in zentralen Bereichen etwa der Bildung und der Kunst vor falschen Gebrauch schützen konnte, quasi aus den Fugen gerät. Es ist der historische Moment der anbrechenden Postmoderne, in dem, zumal aus der Sicht derjenigen, die zur Hege und Pflege der Sprache berufen waren – Lehrer\*innen, Verfasser\*innen von Lexika, Literat\*innen, ganz allgemein: Bildungsbürger\*innen als dominierende Minorität in der Gesellschaft<sup>1</sup> – die Subjekte zunehmend reden oder schreiben, wie sie wollen oder können. Der Moment oder die Epoche also, in der es zwar die Rechtschreibung und den Duden noch gibt; in der aber, während die Selbstverständlichkeit des *Gebrauchs* (so spricht man, wenn man nicht auffallen oder abfallen will<sup>2</sup>) laufend abnimmt; in der eine Sprachhüter\*in

1 Zur Beschreibung einer Gesellschaft, die in lauter Minderheiten, mit allerdings sehr unterschiedlicher Macht zerfällt, vgl. z.B. Burckhardt, Lucius. «Der gute Geschmack». In: Stilwandel, herausgegeben von Brock, Bazon und Reck, Hans-Ulrich, 59–79. Köln: DuMont, 1986.

2 Es öffnet sich an dieser Stelle eine ganze Real- und Diskursgeschichte des richtigen Sprechens und Schreibens als Marker der Identität, der Zugehörigkeit, der gesellschaftlichen Geltung und der Distinktion. Vgl. stellvertretend Bourdieu, Pierre. «Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft». Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1982.

zunehmend erklären muss, woraus sich ihre *Autorität* überhaupt ableitet; in der somit kaum mehr zu beantworten ist, wer oder was Sprache regelt.

Verstehen wir Sprache als die Summe aller Antworten auf die Frage, *wie man spricht* (bzw. schreibt), und wie Verständigung innerhalb einer Gemeinschaft oder Gesellschaft auf dieser grundlegenden Ebene funktioniert, dann ist die Frage der demokratischen Öffentlichkeit fundamental mit angesprochen. In der beschriebenen Krise ist es die Befreiung der Sprache aus ihrer Einhegung durch hütende Instanzen, die der Einheit einer Idee der Verständigung als Hindernis entgegensteht. Oder auch: Es ist die voranschreitende Demokratisierung, welche mit einer vorher bestehenden Idee der Demokratie in Konflikt gerät.

Die Diskurse, in denen das Konzept *Cultural Citizenship* geprägt wird, reagieren in etwa zeitgleich auf diese durch Demokratisierung angetriebene Krise der Demokratie, wie es die Debatten um das Problem der (Nicht-)Regelbarkeit der Sprache tun.<sup>3</sup> In einem Aufsatz von David Foster Wallace, der zuerst 2001 unter dem Titel «Tense Present: Democracy, English, and the Wars over Usage» im *Harpers Magazine* als Rezension des damals neuen Werks «A Dictionary of Modern American Usage» von Bryan A. Garner, dann 2005 in ausgebauter Form unter dem Titel «Authority and American Usage» in der Aufsatzsammlung *Consider the Lobster*<sup>4</sup> erschien, ist der Kern dieser Debatte – von Wallace mit Blick auf den Streit unter den Sprach-Fach-

3 Zur Diskursgeschichte des Begriffs Cultural Citizenship vgl. z.B. Stevenson, Nick. «Cultural Citizenship». In The SAGE Handbook of Cultural Sociology, herausgegeben von Inglis, David und Almila, Anna-Mari, 403–413. Los Angeles: Sage 2016.

4 Wallace, David Foster. «Authority and American Usage». In Consider the Lobster, 66–127. New York: Little, Brown and Company, 2006.

leuten auch *usage wars* genannt – und der darin verhandelten u.a. linguistischen, pädagogischen und gesellschaftspolitischen Probleme in bis heute relevanter Weise aufgerissen.

Es beginnt bei der Frage des richtigen Gebrauchs der Sprache, die in einem bestimmten Sprach- und Kulturraum massgeblich ist, im Text bzw. Kontext von Wallace das *Standard Written English* (SWE). Wallace beschreibt seine Position als diejenige eines *Präskriptivisten*, der dieses Englisch, wie es in Werken wie demjenigen von Garner gefasst ist, als Errungenschaft sieht, die man, auch wenn sie sich selbstverständlich ständig weiter entwickelt, u.a. deshalb kultivieren und in einem verpflichtenden Sinn, d.h. als *Norm*, an junge Menschen weitergeben soll, weil sie mit Errungenschaften der Kultur (so u.a. Literatur), die für die Gesellschaft leitend sind bzw. sein sollen, untrennbar verknüpft ist. Die Gegenposition des *Deskriktivismus* sieht diesen Anspruch eines Hegens und Pflegens, und damit Bewertens, der Sprache als Anmassung. Autor\*innen und Expert\*innen dieser Denkrichtung verstehen ihre Arbeit entsprechend als ein Beobachten und Inventarisieren der Sprache, wie sie sich in einer offenen und diversen Gesellschaft quasi von selbst entwickelt. Während die hierarchisch funktionierenden Differenzen (Distinktionen) – etwa der elaborierte vs. der primitive, der nuancierte oder raffinierte vs. der ungehobelte Gebrauch der Sprache – aus der Sicht der Deskriktivisten in der postmodernen oder postmigrantischen Gesellschaft wünschenswerterweise eingerissen sind, sind sie in der Sicht des Präskriptivisten bedauerlicherweise eingeebnet.

Die mit der präskriptivistischen Haltung einhergehende Ungleichstellung der Dialekte und Sprachverwendungen ist Wallace bewusst: Der Dialekt *Standard Written English* dominiert beispielsweise Dialekte wie das *Black Written English*, was sich am deutlichsten darin zeigt, dass die Werke grosser «schwarzer» Autor\*innen wie James Baldwin oder Toni Morrison in SWE verfasst sind.<sup>5</sup> Die deskriktivistische Gegenposition wird von ihm nicht in ihrem Anliegen der Gleichstellung

von Dialekten – das er grundsätzlich teilt – angegriffen, sondern vielmehr in ihrem mangelnden Problembewusstsein: Sie verhalte sich einerseits so, als ob es die Position des Sprachbeobachters ohne jeglichen normativen Bias geben könnte (was nicht zutrifft<sup>6</sup>); andererseits ignoriere sie dem Umstand, dass Sprache per se öffentlich und als demokratietragende Ressource untrennbar mit Sprachnormen, und somit einer norm-setzenden Autorität verbunden ist. Wallace spricht von «the very weird and complicated relationship between Authority and Democracy in what we as a culture have decided is English»<sup>7</sup> – worin deutlich wird, dass der Komplex, der hier verhandelt wird, wiederum von der Frage der Kultur und ihrer Diversität (also der Frage von Cultural Citizenship) nicht zu trennen ist.

Sprache kann also, um aus dem Text von Nicola Caduff und Luisa Tschannen in diesem Band zu zitieren, «entweder als Norm gesehen werden (so spricht man hier) oder als Verhandlungsmasse (wie spre-

5 «You can believe it's racist and unfair and decide right here and now to spend every waking minute of your adult life arguing against it, and maybe you should, but I'll tell you something — if you ever want those arguments to get listened to and taken seriously, you're going to have to communicate them in SWE, because SWE is the dialect our nation uses to talk to itself. African-Americans who've become successful and important in US culture know this; that's why King's and X's and Jackson's speeches are in SWE, and why Morrison's and Angelou's and Baldwin's and Wideman's and Gates's and West's books are full of totally ass-kicking SWE, and why black judges and politicians and journalists and doctors and teachers communicate professionally in SWE.», ebd., 94.

6 «For instance, did you know that some modern dictionaries are notoriously liberal and others notoriously conservative, and that certain conservative dictionaries were actually conceived and designed as corrective responses to the "corruption" and "permissiveness" of certain liberal dictionaries?», ebd., 66.

7 Ebd., 68.

## Linguistic Citizenship

chen wir miteinander, um uns zu verstehen)»<sup>8</sup>. In der Abwesenheit einer Schiedsrichter-Instanz, die auch von Wallace festgestellt wird<sup>9</sup>, muss die zweite Option zum Zug kommen, wobei die Felder der Integrationspolitik und der Sprachpolitik zunehmend in einander fliesen: Die Gesellschaft ringt um eine für alle Subjekte geltende, aber auch alle enthaltende, d.h. auch für alle akzeptable Autorität in der Regelung von Sprache und Sprachverwendung. Blickt man auf die Gegenwart und namentlich die Frage, wie in der Sprache Respekt manifestiert oder nicht manifestiert wird, kann festgestellt werden, dass dieses Ringen einerseits u.a. durch Social Media an Dringlichkeit gewonnen hat, dass es aber anderseits bisher nur bedingt von Erfolg gekrönt ist.

Das Dilemma der *Linguistic Citizenship* – nämlich dass noch so viele Dialekte in *einer* Gesellschaft und Öffentlichkeit irgendwie auch zu einer Sprache zusammenfinden müssen – wird von Wallace bei aller Polemik gegenüber dem Deskriptivismus deutlich herausgearbeitet. Durch seine Vierfach-Perspektive als penetrant-detailversessener Kenner des richtigen Englisch (*snoot*), als Leser und Kenner linguistischer und sprachpolitischer Diskurse, als Schriftsteller sowie als Universitäts-Lehrer für literarisches Schreiben wird in seinem Text auch das Problem der als reiner Ausdruck innerer Gefühle missverstandenen Kunst und Literatur herausgestellt; und dieser Diskurs geht nahtlos über in die Problematisierung der Standard-Sprache als Spiegel von Diskriminierung von Minderheiten, die auch als Beschreibung der Gegenwart von 2020 durchgehen könnte:

8 Caduff, Nicola und Tschannen, Luisa in diesem Band, S. 36.

9 «Whence the authority of dictionary-makers to decide what's OK and what isn't? Nobody elected them, after all. And simply appealing to precedent or tradition won't work [...].», Wallace: Authority, 69.

*«For one thing, Descriptivism so quickly and thoroughly took over English education in this country that just about everybody who started junior high after 1970 has been taught to write descriptively – via freewriting, ›brainstorming,› ›journaling‹ – a view of writing as self-exploratory and – expressive rather than as communicative, an abandonment of systematic grammar, usage, semantics, rhetoric, etymology. For another thing, the very language in which today's socialist, feminist, minority, gay, and environmental movements frame their sides of political debates is informed by the Descriptivist belief that traditional English is conceived and perpetuated by Privileged WASP Males and is thus inherently capitalist, sexist, racist, xenophobic, homophobic, elitist: unfair. Think Ebonics. Think Proposition. Think of the involved contortions people undergo to avoid using he as a generic pronoun, or of the tense, deliberate way white males now adjust their vocabularies around non-w.m.'s. Think of the modern ubiquity of spin [...]»<sup>10</sup>*

David Foster Wallace ging 2008 aus dem Leben. Die Schwierigkeit oder Unmöglichkeit, sich eine der Hege und Pflege von Sprache widmende Sprachförderster\*in vorzustellen, die nicht als Partei in einem Kampf oder gar Krieg wahrgenommen und in ihrer Autorität zerrieben wird, hat seither nicht abgenommen. Das Dilemma bleibt: Einerseits ist es unerträglich – und aber weiterhin in beträchtlichem Ausmass Fakt –, dass Sprache von Gruppen und Sensibilitäten, die als solche minoritär sind, und die andere Gruppen ausschliessen, geprägt wird. Anderseits kann sie, solange sie als demokratietragende Ressource in einem noch so minimalen Sinne allgemeingültig sein muss, nicht in eine Vielzahl gleichberechtigte Teil-Geltungen, die alle in ihrer Weltsicht recht haben und recht bekommen, dividiert werden.

10 Ebd., 25.

## Linguistic Citizenship

Sprache, die wir gerne als durch kollektive Vernunft steuerbare Ressource sehen, und die in günstigen historischen Konstellationen ein hervorragendes Mittel zum Erreichen von Einigkeit sein kann, ist heute mehr denn je sichtbar als das soziale und kulturelle Kampffeld, das sie immer schon war. Ein Kampffeld, das sich noch erweitert, wenn man in der Denkrichtung von Bruno Latours «Parlament der Dinge»<sup>11</sup> im Auge hat, dass in den zentralsten und gewichtigsten politischen Fragen der Gegenwart zunehmend auch nicht-menschliche Subjekte – Pflanzen, Tiere, Viren, Maschinen – «mitreden», die als Subjekte in der *Linguistic Citizenship* zumindest in Frage kommen.

10 Latour, Bruno. «Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie». Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2001.



# Jenseits von Integration

Sprache als  
Mittel der Begegnung



*Von Nicola Caduff und Luisa Tschannen*

In migrationspolitischen Debatten ist das Wort Integration kaum mehr wegzudenken. Sprache gilt dabei oft als Gradmesser der Integration. Doch was steckt dahinter, wenn Integration durch Spracherwerb gefordert wird? Soll Sprache als Teil einer nationalen und territorialen Kultur und Identität gelernt werden oder soll ihr Erwerb schlicht der Kommunikation dienen? Der Essay argumentiert, dass hinter verschiedenen Sprachideologien verschiedene Vorstellungen von Kultur und Integration stehen. Sprache kann zum einen als etwas Gegebenes gesehen werden, das der oder die sich zu Integrierende zu lernen hat, um sich in eine bestehende und bestimmte Kultur zu integrieren. Sprache kann aber auch, genauso wie Kultur, als etwas Dynamisches und Verhandelbares gesehen werden, das in erster Linie dem Kommunikationszweck dient. Auch im Radio LoRa und in der Autonomen Schule in Zürich ist Sprache ein präsenzes Thema und Gegenstand von Verhandlungen. Wir haben mit mehreren Beteiligten gesprochen.

### **Was ist Integration? Wie sehen wir Sprachen?**

Links und rechts rufen sie nach ihr wie nach einer Zauberformel, die irgendwie im Stande ist, sämtliche migrationspolitische Herausforderungen zu bewältigen. Wie ein Allheilmittel hat sich das Wort «Integration» in den migrationspolitischen Diskurs genistet. Die Rezepte der verschiedenen politischen Lager, wie diese Integration zu erreichen sei, mögen durchaus verschieden sein. Vereinfacht gesagt, scheiden sich die Geister entlang klassischer politischer Lager an der Frage, ob Integration nun gefordert oder gefördert werden soll.

Bei Letzterem sieht die parlamentarische Linke den Staat und seine Institutionen in der Verantwortung. Dieser soll die Subjekte, die es zu integrieren gilt, mit Kursen, Schulungen und Beratungen begleiten. Die gemässigte Rechte hingegen schiebt die Integrationsleistung den zu Integrierenden selbst zu. Es gilt, einen Katalog an Forderungen abzuarbeiten, deren Nichterfüllung sanktioniert wird. Zwei Rezepte sollen zum gleichen Ziel führen, das Ziel «Integration» selbst steht dabei unhinterfragt in der diskursiven Landschaft. Doch wovon sprechen wir, wenn wir von Integration sprechen? Wo sollen sich Subjekte hinein integrieren?

Der Duden definiert Integration als «Einbeziehung, Eingliederung in ein grösseres Ganzes» und «Verbindung einer Vielheit von einzelnen Personen oder Gruppen zu einer gesellschaftlichen und kulturellen Einheit». Demokratie bedeutet «Herrschaft des Volkes». Doch wer ist damit gemeint – die Bevölkerung? Wer dazugehört, abstimmen und wählen darf, das muss jeder Staat für sich definieren. In der Schweiz sind es Menschen über 18 Jahre mit einem Schweizer Pass. Diese Kriterien führen dazu, dass in vielen Gemeinden nur die Hälfte der Einwohnerschaft abstimmen darf. Mit Blick auf die rückläufigen Wahl- und Stimmabstimmungen der Stimmberechtigten (45.1 % bzw. 43.7 % im Jahr 2018) drängt sich die Frage auf, wer überhaupt am politischen Geschehen teilnimmt oder teilnehmen kann.

Die beiden Definitionen des Dudens sind gewissemassen widersprüchlich, aber sie geben uns zwei Möglichkeiten, wie wir Integration in der politischen Öffentlichkeit verstehen und diskutieren können. Schauen wir uns zuerst die erste Definition des Dudens an («Einbeziehung, Einbindung in ein grösseres Ganze»): Das «grösste Ganze» suggeriert die Existenz übergreifender Normen und Codes, es suggeriert, dass ein geheimnisvoller Kitt (bestehend aus Normen und Codes) Einzelne zu einem Ganzen eint. Individuen oder Gruppen, die, aus welchem Grund auch immer, nicht Teil dieses Ganzen sind, fehlt es an diesem einenden Kitt, ihre Normen und Codes weichen von denen des grossen Ganzen ab. Integration heisst dieser ersten Duden-Definition nach nicht unbedingt, dass man diesen Kitt komplett übernehmen muss.

Eine komplette Übernahme aller Normen und Codes einer Gesellschaft mit der gleichzeitigen Aufgabe der eigenen wäre nicht mehr Integration, sondern schlichte Assimilation. Integration heisst der ersten Definition nach, dass man vom normierenden Ganzen als vom Kitt abweichende Minderheit toleriert oder sogar akzeptiert beziehungsweise eingegliedert und einbezogen wird. Wenn wir also Integration mit diesem Verständnis fordern, gehen wir von einer Normengesellschaft oder einer Leitkultur aus, wie sie von rechts proklamiert wird. Mit diesem Konzept von Integration suggerieren wir eine mehr oder weniger starre und dominante Kultur, an die es sich anzupassen gilt.

Die zweite Integrationsdefinition des Dudens («Verbindung einer Vielheit von einzelnen Personen oder Gruppen zu einer gesellschaftlichen und kulturellen Einheit») ist im Vergleich zur ersten egalitärer. Hier ist die Einheit nicht bereits in Form des grossen Ganzen gegeben, sondern sie wird zwischen verschiedenen Gruppen ausgehandelt. Integration schafft nach der zweiten Definition eine neue Einheit. Wie egalitär dieses Integrationsverständnis tatsächlich ist, kommt auf die Verteilung der Kräfteverhältnisse der aushandelnden

## Jenseits von Integration

Gruppen an. Doch Kultur können wir mit dieser Definition als etwas Wandelbares und sich Veränderndes sehen, das wir stetig verhandeln.

Normen und Codes können im Integrationsdiskurs also entweder als etwas Gegebenes oder als Verhandlungsmasse angesehen werden. Gehen wir nun von Sprache als Träger oder zumindest Teil einer Kultur aus, so kann Sprache im Integrationsdiskurs entweder als Norm gesehen werden (so spricht man hier) oder als Verhandlungsmasse (wie sprechen wir miteinander, um uns zu verstehen). Es versteht sich, dass diese Verhandlungen in der Praxis kaum stattfinden. Migration wird als Immigration verstanden und der oder die Immigrant\*in hat sich mit der dominierenden Kultur zu arrangieren und die entsprechende Sprache zu erlernen. Abseits des Mainstreams gibt es Räume, wo Sprache im Alltag anders gesehen wird. Das Radio LoRa und die Autonome Schule in Zürich sind beides Projekte, an denen sich Menschen mit unterschiedlichen Muttersprachen beteiligen. Sprache ist dort ein wiederkehrender Verhandlungsgegenstand.

### **Wo Sprache verhandelt wird**

Das Radio LoRa ist als Verbund verschiedener Individuen zu verstehen, deren Zusammenhalt durch die Gemeinsamkeit einer oppositionellen Einstellung zu verschiedenen Bereichen dominierender Kultur gegeben ist. Das Radioprogramm von LoRa besteht aus Sendungen in 21 Sprachen. Die Sendungen werden jeweils von Freiwilligen produziert. Die Sitzungen werden auf Deutsch und auf Spanisch gehalten. Falls eine teilnehmende Person kein Deutsch versteht, wird simultan übersetzt. Das Radio LoRa ist also ein Verbund, bei welchem kein Deutsch zu sprechen eine Zugehörigkeit bedeuten kann, da sich das Radio über Vielsprachigkeit und Weltoffenheit definiert und sich dadurch auszeichnet. Nicht-Deutschsprechende haben durch das Radio LoRa in der medialen Öffentlichkeit eine eigene Stimme, da sie

in ihren Sendungen über Sprache und Inhalt selbst bestimmen. Hier wird Kultur also aktiv von Nicht-Deutschsprachigen mitverhandelt. Baran Güneysel, welcher 2016 aus der Türkei in die Schweiz floh, sagte im Gespräch, er habe sich aufgrund seiner anfänglichen Unkenntnis der deutschen Sprache in der Schweiz ausgeschlossen gefühlt, beim Radio LoRa jedoch nicht. Dasselbe sagte er über die Autonome Schule Zürich (ASZ).

Im Gespräch mit zwei Aktivisten der ASZ, einer mit deutscher Muttersprache und einer mit Farsi als Muttersprache, erfahren wir, dass die Autonome Schule Zürich ursprünglich als Reaktion auf die Eidgenössische Asylgesetzrevision 2008 entstanden ist, die vielen Geflüchteten den Zugang zu Deutschkursen verunmöglichte. Auch heute sind die Deutschkurse für Migrant\*innen und Geflüchtete ein wichtiger Bestandteil der ASZ. Daneben bestehen aber auch andere Angebote, darunter ein Begegnungscafé, andere Sprachkurse oder Yogastunden. An den Kursen der ASZ wird nicht gelehrt, sondern moderiert. Die Begegnung zwischen Moderierenden und Kursteilnehmenden soll möglichst auf Augenhöhe stattfinden, ein Lehrer\*innen-Schüler\*innen-Gefälle vermieden werden. Die Inhalte hängen stark von den Moderierenden ab. Aber, wie einer der Gesprächspartner, der selbst an Deutschkursen teilgenommen hat, erzählt, werden oft praktische Alltagssituationen gelernt oder auch Vokabular, das für den Umgang mit den Behörden, zum Beispiel in einem Asylverfahren, wichtig sein kann. Hin und wieder sollen in den Deutschkursen auch aktuelle politische Themen vermittelt werden, insbesondere wenn diese Kursteilnehmer-\*innen tangieren.

Die Schule ist ein ehrenamtliches und selbstverwaltetes (autonomes) Projekt, das von Aktivist\*innen getragen wird. Die Sitzungen finden momentan auf Deutsch statt, werden aber, falls benötigt und nach Möglichkeit, übersetzt. Deutsch sei aber die Sprache, die die meisten Beteiligten mehr oder weniger gut sprechen und diene daher oft als Kommunikationssprache. Die Entscheidung innerhalb der

ASZ, Deutsch als Lingua Franca zu sprechen, hat also ganz pragmatische Gründe. Die Sprache dient als Kommunikationsmittel, sowohl innerhalb des Projektes aber auch in vielen Situationen im Alltag ausserhalb der Schule. Sprache ist innerhalb der ASZ dennoch ein stetes Thema und ein Gegenstand von Verhandlungen. Übersetzungen aller Art und mehrsprachige Kommunikation sind an der Tagesordnung. Kürzlich wurde das Grundsatzpapier der ASZ von einem «sehr akademischen» Deutsch in einfaches Deutsch übersetzt. An der Arbeitsgruppe waren sechs bis sieben Personen beteiligt, dabei war es wichtig, dass die Beteiligten verschiedene sprachliche Hintergründe mitbrachten.

Um beim Radi LoRa oder bei der Autonomen Schule mitzumachen, sind Deutschkenntnisse von Vorteil, sie machen die Kommunikation innerhalb des Projektes einfacher, doch sind sie keine Voraussetzung. Die Tatsache, dass Sprache in den Räumen des Radio LoRa und der ASZ verhandelt wird, und auch andere Sprachen ihre Berechtigung und ihren Platz haben, zeigt, dass interkulturelle Begegnungen auch als diese angesehen werden können, nämlich als Begegnungen und Austausch und nicht als Immigration oder im schlimmsten Fall Invasion fremder Kulturen, die es zu integrieren gilt. Es versteht sich, dass sich im hiesigen Falle Deutsch weiterhin als dominante Kommunikationssprache und Lingua Franca anbieten wird.

Dieser Essay versteht sich auch nicht als Plädoyer gegen das Erlernen der deutschen Sprache, denn der Zugang zu vielen Ressourcen wie beispielsweise Bildung oder politischer Partizipation hängt noch immer von Deutschkenntnissen ab. Doch ob wir dieses Deutsch nun als Sprache sehen, die schon immer hier war und die hier eben gesprochen wird, oder ob wir es als eine Sprache sehen, die wir neben anderen benutzen können, um mit unseren Mitmenschen im Alltag zu sprechen, entscheidet vielleicht darüber, wie wir über unseren Nachbarn denken, der kein Deutsch spricht, und wie wir ihm das nächste Mal begegnen.



# Politische Teilhabe durch Leichte Sprache?

*Von Corina Stadler, Anna Laetitia Raymann und Nadja Peters*

Sprache ist eine wichtige Voraussetzung für gesellschaftliche Teilhabe. Denn soziale Interaktionen, Bildung und auch politische Partizipation brauchen Sprache – um sich zu verständigen, zu lernen und mitzubestimmen. So selbstverständlich Lesen und Schreiben für den Grossteil der Gesellschaft ist, so schwer fällt dies rund 800'000 Menschen in der Schweiz. Für sie stellt Sprache eine Hürde dar. Texte sind oftmals zu kompliziert verfasst. Das spüren Betroffene im Alltag und speziell bei Wahlen und Abstimmungen. Dass dabei Sprache der Schlüssel zur Teilhabe ist, verstehen auch Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung. «Ich will wählen, damit wir besser integriert werden und mitbestimmen können» – dies eine von vielen Stimmen, die der Verband insieme im Rahmen der Kampagne «#ichwillwählen» gesammelt hat. Verbände, Politiker\_innen und Institutionen wollen helfen. Ein Ansatz ist die Leichte Sprache: leicht verständliche Texte, die betroffenen Menschen einen einfacheren Zugang zu Informationen gewähren sollen. Als Schweizer Pionierin für Leichte Sprache hat die private Behindertenhilfe Pro Infirmis dazu das Büro für Leichte Sprache gegründet. Über seine Aufgaben, Qualitätsprüfung und Hürden bei der Durchsetzung von Leichter Sprache bei politischen Partizipationsprozessen hat sich die Leiterin Corina Bichsel im Gespräch geäussert.



© Europäisches Logo für einfaches Lesen  
→ [www.leicht-lesbar.eu](http://www.leicht-lesbar.eu)

Demokratie bedeutet «Herrschaft des Volkes». Doch wer ist damit gemeint – die Bevölkerung? Wer dazugehört, abstimmen und wählen darf, das muss jeder Staat für sich definieren. In der Schweiz sind es Menschen über 18 Jahre mit einem Schweizer Pass. Diese Kriterien führen dazu, dass in vielen Gemeinden nur die Hälfte der Einwohnerschaft abstimmen darf.<sup>1</sup> Mit Blick auf die rückläufigen Wahl- und Stimmbeteiligungen der Stimmberechtigten (45.1 % bzw. 43.7 % im Jahr 2018<sup>2</sup>) drängt sich die Frage auf, wer überhaupt am politischen Geschehen teilnimmt oder teilnehmen kann.

## Mitspracherecht in der Schweiz

Politische Entscheide haben direkte Auswirkungen auf das Leben aller in einem Staat lebenden Menschen. Wer sich nicht einbringen will oder kann, dem wird die Teilhabe an gesellschaftlichen und demokratischen Prozessen sowie das Vorbringen der eigenen Interessen verwehrt. Dabei ist politische Partizipation weit mehr als nur ein Recht: Sie ermöglicht Inklusion und Teilhabe am gesellschaftlichen Leben.

Warum also machen mehr als die Hälfte aller Stimmberchtigten in der Schweiz nicht davon Gebrauch? Laut Umfragen zur Wahlbeteiligung 2015 sind die Gründe dafür divers. Jedoch gaben 48 % der Nichtwählenden an, dass die Wahlen zu kompliziert sind.<sup>3</sup> Unverständlichkeit und Schwierigkeiten der Wahlunterlagen gehören demnach zu den Hauptgründen, um nicht wählen zu gehen. Diesem erüchternden Bild steht die Anzahl Menschen gegenüber, die Mühe mit Lesen und Schreiben haben. Gemäss der Stiftung für Alphabetisierung und Grundbildung Schweiz (SAGS) sind es in der Schweiz 800'000 Menschen.<sup>4</sup> Darunter sind nicht nur Menschen mit kognitiven oder psychischen Beeinträchtigungen. Sondern auch Menschen, die eine obligatorische Schulbildung durchlaufen haben, aber aus anderen Gründen von einer Lese- oder Schreibschwäche betroffen

1 Debelle, Yaël. 2020. Herrschaft des halben Volkes. <https://www.beobachter.ch/politik/immer-weniger-stimmberchtigte-herrschaft-des-halben-volkes?>

2 Bundesamt für Statistik. 2019. Stimmberchtigung. <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/politik/abstimmungen/stimmberchtigung.html> und Wahlbeteiligung. <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/politik/wahlen/nationalratswahlen/wahlbeteiligung.html>

3 Lutz, Georg. 2016. Eidgenössische Wahlen 2015. Lausanne: Selects-FORS.

4 Stiftung für Alphabetisierung und Grundbildung Schweiz (SAGS). o.D. Illetrismus/Grundbildung in der Schweiz. <http://www.stiftung-sags.ch/cms/index.php?id=139>

## Leichte Sprache

sind – beispielsweise Menschen mit Lernschwierigkeiten, funktionalem Analphabetismus, geringem Bildungsniveau, Gehörlosigkeit, Autismus, Demenz oder Menschen mit Migrationshintergrund.<sup>5</sup> Diese Zahlen zeigen, dass für viele Menschen die komplizierten Texte zu den Wahlen und Abstimmungen eine hohe Hürde darstellen. Für die Betroffenen wird die Sprache zu einer Barriere, genauso wie es Treppen für Menschen im Rollstuhl sind. Dabei definiert die in der Schweiz seit 2014 in Kraft getretene UNO-Behindertenrechtskonvention, dass Menschen mit einer Behinderung das Recht auf Zugang zu Information haben und dass diese ihnen in zugänglichen Formaten zur Verfügung gestellt werden müssen.<sup>6</sup>

### Besserer Zugang zu Informationen mit Leichter Sprache

Die «Leichte Sprache» ist ein Ansatz, um betroffenen Menschen diesen Zugang zu ermöglichen. Für den Begriff gibt es bisher keine wissenschaftlich fundierte Definition. Die Universität Hildesheim, die eine Forschungsstelle für Leichte Sprache hat, beschreibt die Sprache auf ihrer Webseite wie folgt: «Leichte Sprache ist eine vereinfachte Form des Deutschen. Dies bedeutet, dass Grammatik und Wortschatz gegenüber dem Standard-Deutschen reduziert sind.»<sup>7</sup> Gemäss Christiane Maass, Gründerin der Forschungsstelle Leichte Sprache der Universität Hildesheim, stellt Leichte Sprache eine «Varietät des Deutschen» dar.<sup>8</sup> Dabei ist sie vor allem für die schriftliche Verwendung konzipiert und kommt in der Regel nicht in der ge-

5 Häne, Martin. 2015. Leichter lesen – leichter leben.

<https://www.myhandicap.ch/recht-behinderung/begriffe-im-schweizer-gesundheitswesen/leichtesprache/>

6 admin.ch, Portal der Schweizer Regierung. 2019. Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. 3. Juni. <https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/20122488/index.html>

7 Universität Hildesheim. o.D. Leichte Sprache.

<https://www.uni-hildesheim.de/leichtesprache/leichte-sprache>



Screenshot aus insieme – #ichwillwählen  
→ <https://www.youtube.com/watch?v=yPE8pGU49IU>

sprochenen Form vor. Dies liegt laut Maass unter anderem daran, dass die Leichte Sprache einen Planungsvorlauf benötigt, da für sie spezielle Regeln existieren. Wie das Konzept der Leichten Sprache sind auch ihre Regelwerke aus der Praxis heraus entstanden. Diese bilden heute die Arbeitsgrundlage für das Übersetzen in Leichte Sprache.

Ziel der Leichten Sprache ist das Abbauen von Kognitions- und Fachsprachebarrieren.<sup>8</sup> Sie ist somit Teil der Barrierefreiheit, indem sie Menschen mit Leseschwierigkeiten ermöglicht, Informationen zu verstehen und so an der Gesellschaft teilzunehmen. Es geht also vor allem um den selbständigen Zugang zu Informationen. Denn dieser

8 Maaß, Christiane. Leichte Sprache. Das Regelbuch. Münster: LIT, 2015.

9 Schubert, Klaus. «Barriereabbau durch optimierte Kommunikationsmittel. Versuch einer Systematisierung». In: Barrierefreie Kommunikation. Perspektiven aus Theorie und Praxis, herausgegeben von Mälzer, Nathalie, 15–33. Berlin: Frank & Timme, 2015.

## Leichte Sprache

Zugang ermöglicht mehr Selbstbestimmung über das eigene Leben und auch Teilhabe an Entscheidungsprozessen, die das eigene Leben betreffen.

### Engagement von Verbänden und Politik

Dass die Informationen für Wahlen und Abstimmungen in Leichter Sprache zugänglich sind, forderte der Verband insieme im Juni 2018. Der Antrag bei der Bundeskanzlei stützt sich auf den Artikel 29 der UN-Behindertenrechtskonvention: «Die Vertragsstaaten stellen sicher, dass die (...), Wahlmaterialien geeignet, zugänglich und leicht zu verstehen und zu handhaben sind.»<sup>10</sup> Mit der neuen Kampagne «#ichwillwählen» will insieme die Öffentlichkeit darüber aufklären, dass auch Menschen mit einer geistigen Behinderung politisch mitbestimmen wollen. Dazu fragte der Verband Betroffene, wieso sie wählen möchten.<sup>11</sup> Die Antworten: «Ich will wählen, weil ich Schweizer bin», «Ich will wählen, damit ich mitbestimmen kann, weil es mich etwas angeht», «Ich will wählen, damit wir besser integriert werden und mitbestimmen können», «Ich will, dass sich Politiker für uns interessieren», «Ich will, dass ich das Büchlein verstehe», «Ich gehe nicht nur zum Wählen, damit ich gewählt habe. Ich will auch wissen, um was es geht», «Ich will wählen, weil das, was in der Politik entschieden wird, auch mich betrifft».<sup>12</sup>

10 insieme. 2018. Politische Mitsprache dank einfacher Sprache. <https://insieme.ch/politische-mitsprache-dank-einfacher-sprache/>

11 insieme. 2019. Medienmitteilung #ichwillwählen – sagen Menschen mit einer geistigen Behinderung. September. <https://insieme.ch/wp-content/uploads/2019/09/Medienmitteilung-ichwillw%C3%A4hlen-3.pdf>

12 Rytz, Regula. 2019. Leichte Sprache in Abstimmungserläuterungen und weiteren Informationen des Bundes. 18. Juni. <https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/amtliches-bulletin/amtliches-bulletin-die-videos?TranscriptId=247921>

Auch Regula Rytz, die Präsidentin der Grünen Partei, setzte sich dafür ein und reichte im Dezember 2018 eine Motion ein mit dem Titel «Leichte Sprache in Abstimmungserläuterungen und weiteren Informationen des Bundes». Im Juni 2019 wurde diese Motion vom Nationalrat abgelehnt, eine Begründung liess sich auf der Webseite des Parlaments nicht finden.<sup>13</sup>

### Stimmen von Betroffenen

Verbände, Politiker\_innen und andere Institutionen sind es, die über Leichte Sprache verhandeln und entscheiden, wo sie zum Einsatz kommt. Selten sind es die Menschen, die auf die Leichte Sprache angewiesen sind, die darüber sprechen. Die sogenannten Prüferinnen und Prüfer, die selbst Leseschwierigkeiten haben in Leichte Sprache übersetzte Texte auf ihre Verständlichkeit prüfen, erzählen im Gespräch von ihren Erfahrungen.<sup>14</sup> Ihre Tätigkeit für das Büro für Leichte Sprache von Pro Infirmis ist für sie in erster Linie ein Job. Es geht um eine interessante Abwechslung, einen Tapetenwechsel und einen Nebenverdienst. Nur eine Person begründet die Arbeit mit der Motivation, dass auch einfache Leute Texte besser verstehen sollen. Dass es Texte in Leichter Sprache braucht, darüber sind sich alle Befragten einig. Oftmals sind nämlich Abstimmungsunterlagen, Gebrauchsanleitungen oder ein Billett-Automat der SBB zu kompliziert. Das kann dazu führen, dass die Prüfer\_innen verzweifelt und auf die Hilfe von Familie und Freunden angewiesen sind oder dass es ein schlechtes Gefühl bei ihnen auslöst. Wenn die Texte von vornherein

13 Egli, Barbara, und MyHandicap. o.D. Ich bin Prüfer geworden, damit einfachere Leute mehr verstehen. <https://www.myhandicap.ch/recht-behindern/begriffe-im-schweizer-gesundheitswesen/leichtesprache/gespraech-mit-mitarbeiter-vom-buero-fuer-leichte-sprache-von-pro-infirmis>

14 Gespräch mit zwei Prüferinnen, Persönliches Interview, Januar 23, 2020.

## Leichte Sprache

einfacher geschrieben wären, wären die betroffenen Personen viel selbständiger und könnten sich in der Welt besser zurechtfinden.

### Leichte Sprache als Instrument zur Selbstermächtigung

Die Zahl potentieller Nutzer\_innen der Leichten Sprache und insbesondere auch die Aussagen Betroffener machen die gesellschaftspolitische Relevanz des Themas deutlich. Wie die Kampagne von insieme zeigt, erkennen Menschen mit Beeinträchtigung in der Leichten Sprache ein Instrument zur Selbstbestimmung und Teilhabe an gesellschaftlichen und politischen Prozessen. So hat die Leichte Sprache ihren Ursprung zunächst auch in der Selbstermächtigungsbewegung der späten 1960er-Jahren in Schweden und fand schliesslich, getragen von der «People First»-Bewegung der 1970er-Jahre, in den USA weiter Verbreitung.

Daraus entstanden 1996 die «Easy-to-read»-Ansätze, die in den USA seither in der Kommunikation von Behörden eingesetzt werden. Zwei Jahre später, 1998, legte die Europäische Vereinigung der International League of Societies for Persons with Mental Handicap ILSHM (später Inclusion Europe) Richtlinien für leicht lesbare Informationen fest, auf die sich viele Regelwerke stützen.<sup>15</sup>

15 Gross, Susanne. «Regeln und Standards für leicht verständliche Sprache. Ein Rundblick.» In Leicht Lesen: Der Schlüssel zur Welt, herausgegeben von Candussi, Klaus und Walburga Fröhlich (Hrsg.), 81-105. Wien: Böhlau, 2015.

16 Zürcher Hochschule der angewandten Wissenschaften. o.D. Angewandte Linguistik, Schweizer Zentrum für barrierefreie Kommunikation. <https://www.zhaw.ch/de/linguistik/forschung/kompetenzzentrum-barrierefreie-kommunikation/>

### Büro für Leichte Sprache von Pro Infirmis in Zürich

Seit drei Jahren (Projektrahmen datiert auf 2017 bis 2020) bauen die Universität Genf und die Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften ZHAW gemeinsam das «Schweizer Zentrum für barrierefreie Kommunikation» auf, um künftig auf dem Gebiet zu forschen.<sup>16</sup> In der Schweiz haben zunächst Verbände, die Menschen mit Beeinträchtigung vertreten, die Nachfrage nach Leichter Sprache erkannt. So auch die private Behindertenhilfe Pro Infirmis, die Anfang 2015 das Büro für Leichte Sprache in Zürich lancierte. Für mehrsprachige Texte arbeitet das Büro für Leichte Sprache mit den eigenständigen Büros in Fribourg und Bellinzona zusammen, die zu den kantonalen Geschäftsstellen Pro Infirmis Fribourg und Pro Infirmis Ticino e Moesano gehören. Neben anderen privaten Übersetzungsbüros mit ähnlichen Angeboten gilt Pro Infirmis als Pionierin für Leichte Sprache in der Schweiz.

Das Büro für Leichte Sprache versteht sich in erster Linie als Übersetzungsdiestleister mit der Hauptaufgabe, Texte im Sinne der Barrierefreiheit zu vereinfachen. Die Auftraggeber\_innen sind vielfältig. Zu ihnen gehören kulturelle Institutionen, Stiftungen oder Hilfswerke, aber auch kantonale und staatliche Ämter und Fachstellen wie etwa das Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen EBGB.<sup>17</sup> Hauptgrund für die Auftragsvielfalt ist der ökonomische Druck: Für die einzelnen Organisationen lohnt es sich nicht, eigene Übersetzer\_innen auszubilden und zu beschäftigen. Das Büro für Leichte Sprache stellt ausschliesslich ausgebildete Übersetzer\_innen an, lässt die Texte von Betroffenen – Prüfer\_innen – auf ihre Verständlichkeit hin prüfen und vergibt nach letzter Durch-

17 Büro für Leichte Sprache. o.D. Referenzen, Büro für Leichte Sprache. <https://www.buero-leichte-sprache.ch/referenzen.html>

18 Bichsel, Corina; Persönliches Interview, Januar 23, 2020.

## Leichte Sprache

sicht und allfälligen Fachlektorat ein Gütesiegel, das die Qualität bestätigen soll.

Dabei geht es um interne Qualitätsanforderungen und die Vermarktung gegen aussen, weniger um eine repräsentative Vergleichbarkeit.<sup>18</sup> Das Sprachniveau setzen die Übersetzer\_innen für Leichte Sprache bei A2 an, für eine breitere Zielgruppe gelegentlich auch bei B1. Das Prüfverfahren ist klar kommunikativ aufgebaut, um das Verständnis auf beiden Seiten zu unterstützen. Corina Bichsel, Leiterin des Büros für Leichte Sprache, verdeutlicht dies: «Es gibt es manchmal, dass ich oder meine Übersetzerinnen falsch antizipieren, was vereinfacht werden muss.»<sup>19</sup> Leichte Sprache schlägt damit im Idealfall eine Brücke in die unterschiedlichen Lebenswelten. Wie Bichsel weiter ausführt, ermöglichen Texte mit Sprachniveau A2 Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung, sich zu informieren, worüber sie bei Abstimmungen und Wahlen überhaupt entscheiden dürfen. Erst dann können sie die Entscheidung im eigenen Sinne treffen. Sie meint konkret: «Wenn ich nicht weiss, was in diesem Couvert steht, mache ich es erst gar nicht auf und werfe es ins Altpapier.

### Kritik und Hürden in der Durchsetzung von Leichter Sprache bei politischen Partizipationsprozessen

Obwohl die Kampagne von insieme und der Vorstoss von Regula Rytz erfolglos blieben, gibt es weiterhin Bestreben auf politischer Ebene, die sprachlichen Barrieren zu senken. Wie Corina Bichsel erzählt, beauftragten die Bundeskanzlei und die Parlamentsdienste das Büro für Leichte Sprache mit Übersetzungen für ihre Webseiten «ch.ch» und «parlament.ch». Dafür, dass ein solches Angebot noch nicht flächendeckend bei Abstimmungen und Wahlen gestellt wird, sieht

19 Ebd.

20 Ebd.

Bichsel neben den langsamens föderalistischen Strukturen vor allem zwei Gründe. So ist zum einen die juristische Sprache in ihrer Präzision nur schwer zu übertragen: «Es gibt nicht immer Entsprechungen in der Leichten Sprache. Ein gewisser Informationsverlust ist manchmal unumgänglich».<sup>20</sup> Dabei geht es weniger um das diffamierende Stichwort «Dummensprache», als vielmehr um die durch die Verbindlichkeit und Tragweite politischer Abstimmungs- und Wahlunterlagen bedingte Eindeutigkeit der Formulierungen. Zum anderen ist es schwierig, die Zielgruppe in ihrer Lebenswirklichkeit überhaupt zu erreichen. Wo erfahren Betroffene vom Angebot? Wie finden sie die Übersetzungen auf den Webseiten? Und wie liesse sich garantieren, dass die Übersetzungen den Betroffenen tatsächlich helfen und nicht nur Symbolcharakter für Institutionen oder Behörden haben?

Für viele Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung ist die Bitte um Hilfe sowie das Eingeständnis, etwas nicht zu verstehen, eine grosse Hürde. Hier setzt auch eine verbreitete Kritik an der Leichten Sprache an. Bettina Zurstrassen spricht von «exkludierender Inklusion» und bemängelt damit, dass Partizipation nur unter einem ausgezeichneten Sonderstatus möglich ist.<sup>21</sup> Erst die Befragung von Betroffenen könnte diese Annahme bestätigen. Doch selten kommen die eigentlichen Hauptpersonen zu Wort. Wie auch, wenn das Wort das einzige Mittel ist, um gehört zu werden – und ihnen genau dieses Mittel fehlt.

21 Zurstrassen, Bettina. «Leichte Sprache – eine Sprache der Chancengleichheit?» In Leichte Sprache, herausgegeben von Bock, Bettina, Ulla Fix, und Daisy Lange, 53–70. Berlin: Frank & Timme, 2017.



Ist  
Schweizerdeutsch  
des Schweizers  
Deutsch?

*Von Franz Beidler*

Man kennt die Anekdoten: Kehren Deutschschweizer von ihrer Reise nach Deutschland zurück, erzählen viele mit einer Mischung aus Scham und Belustigung, wie ihr holpriges Hochdeutsch von den Nachbarn im Norden als Schweizerdeutsch missverstanden wurde. Der sprachliche Konflikt ist aber ein hausgemachter, denn wer in der Deutschschweiz aufwächst, erlebt es spätestens in der Schule: Der alltägliche Dialekt gefällt vielleicht auf dem Schulhof oder später am Stammtisch, wer aber der Welt etwas mitteilen will, hat dies in gehobener Schriftsprache zu tun. Werden Deutschschweizer um ihre Muttersprache betrogen? Oder erleben sie einen Vorteil in den manigfaltigen Schattierungen der deutschen Sprache in der Schweiz?

Und welche Folgen zieht die eine oder andere Haltung nach sich? Wirklich entscheiden konnte sich die deutschsprachige Schweiz indes noch nie: Initiativen, die den Dialekt im Kindergarten obligatorisch machen wollen, eine Motion, die Schweizerdeutsch zur Regionalsprache erheben will und ein Kantonsrat, der seine Unterredungen zweisprachig in deutschem Dialekt und formellem Französisch hält, zeigen, wie die Meinungen auseinandergehen. Und natürlich gibt es in der Schweiz auch Germanisten und Autoren, deren Beruf ihre Sprache ist und die diese daher umso hitziger diskutieren. Eine Suche nach der sprachlichen Befindlichkeit der Deutschschweizer und ihrer ureigenen Sprache.

Nie würde ich im Dialekt von Butter sprechen, sondern immer vom Berndeutschen Anka. Und mit schroffem Stolz korrigiere ich meine Mitbernerinnen und Mitberner, sollte ihnen das Missgeschick passieren, dieses Wort als Berndeutsch zu verwenden. Ich spreche von Missgeschick. Denn spräche ich von Absicht, unterstellte ich ihnen Verrat. Aber woran eigentlich?

Der sprachliche Alltag der Schweiz ist geprägt vom Nebeneinander der Mundart und dem Hochdeutschen. Die Situation ist dermassen besonders, dass der Linguist Charles A. Ferguson sie als Beispiel heranzog, als er den Begriff der Diglossie entwickelte.<sup>1</sup> Diglossie beschreibt den gesellschaftlichen Usus, zwei verwandte Sprachformen für unterschiedliche Kontexte zu gebrauchen.<sup>2</sup> Herrscht in der Schweiz eine Diglossie vor, so gelten alle schweizerdeutschen Dialekte als eine Varietät des Deutschen. Butter ist demnach kein fremdsprachiges Wort. Wieso wehre ich mich dann so vehement dagegen, im Dialekt von Butter zu sprechen? Weil eben nicht Deutsch, sondern Berndeutsch meine Muttersprache ist. So würden jene argumentieren, die behaupten, dass Hochdeutsch und Mundart zwei verschiedene Sprachen sind, die Vertreter der Bilingualismus-Hypothese.<sup>3</sup> Die Frage nach ihrer sprachlichen Heimat ist in der Deutschschweiz eine emotionale Angelegenheit, die besonders politisch immer wieder aufkocht. Das ist wenig überraschend, bilden sich gesellschaftliche Gruppen doch auch mit einer gemeinsamen Sprache

aus.<sup>4</sup> Die Sprache transportiert soziale Zugehörigkeit. Sämtliche Sprache sei verunreinigt durch früheren Gebrauch, gesättigt mit Ideologie und Geschichte, soll der russische Philosoph Bachtin gesagt haben. Wenn ich also «Ankä» gegenüber Butter verteidige, stehe ich nicht bloss für ein Wort ein. Ich kämpfe um den Fortbestand dessen, was am Ehesten wohl als Muttersprache zu bezeichnen ist.

Im Jahr 2010 musste sich der Bundesrat dem Problem widmen. Eine Motion<sup>5</sup> wollte die unterschiedlichen schweizerdeutschen Dialekte als Regionalsprachen anerkennen. In seiner Antwort schreibt der Bundesrat, dass der Begriff der Landessprache generell und umfassend zu verstehen ist und damit alle schriftlichen und mündlichen Formen, einschliesslich der verschiedenen Idiome und Dialekte einschliesst. Im Bundesgesetz seien sie alle immer dann mitgemeint, wo das Deutsche gemeint ist, ausser sie würden explizit ausgeschlossen. Wie zum Beispiel eben in Artikel 5, Absatz 2: ‘Die Bundesbehörden verwenden die Amtssprachen in ihrer Standardform’. Daraus lässt sich schliessen, dass Mundart zwar Landessprache, nicht aber Amtssprache ist. Den Begriff der Muttersprache verwendet der Bundesrat, vielleicht wohlweislich, nicht.

Im selben Jahr entfachte der Schweizer Germanist und Schriftsteller Peter von Matt die Debatte um Mundart und Schriftsprache. In einem Essay mit dem Titel «Der Dialekt als Sprache des Herzens? Pardon,

1 Hägi, Sara, und Joachim Scharloth. «Ist Standarddeutsch für Deutschschweizer eine Fremdsprache?» *Linguistik Online* 24, Nr. 3 (2005): 19–47.

2 Christen, Helen. «Die Deutschschweizer Diglossie und die Sprachendiskussion». In: *Sprachendiskurs in der Schweiz: Vom Vorzeigefall zum Problemfall*, herausgegeben von Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften, 85–96. Bern: SAGW, 2005, 85–96.

3 Hägi/Scharloth, Standarddeutsch.

4 Blommaert, Jan, und Ben Rampton. «Language and Superdiversity». *Diversities* 13, Nr. 2 (2011): 1–22.

5 <https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/suche-curia-vista/geschaeft?AffairId=20103599>

das ist kitsch!»<sup>6</sup> Von Matt diagnostiziert darin ‘ein echtes nationales Problem’. Die Vorstellung, Schweizerdeutsch sei die Muttersprache der Schweizer, bezeichnet er als Wahn. Für von Matt ist klar: «Unsere Muttersprache ist Deutsch in zwei Gestalten: Dialekt und Hochdeutsch.» Und wer nicht an seiner Muttersprache arbeite, rutsche langsam weg aus den schöpferischen Zonen seiner Kultur. Es ist verständlich, dass für Viele die Vorstellung, an ihrer Muttersprache, der Sprache des Alltags, arbeiten zu müssen, wohl nicht nachvollziehbar ist. Der Alltag lag für den grössten Teil der Bevölkerung noch nie in den schöpferischen Zonen der Kultur. Über das Hochdeutsche seien die Deutschschweizer mit der ganzen deutschen Sprachkultur verbunden. Auch finde der geistige Austausch wesentlich in dieser Sprache statt. Das nicht anzuerkennen, ziehe eine schleichende Provinzialisierung nach sich, auf die man sich auch noch etwas einbilde. Den eigenen Dialekt zu lieben, sei verständlich und nichts sei dagegen einzuwenden. Aber wer deshalb die andere Gestalt der Muttersprache, eben das Hochdeutsche, abwerte, verfehle sich gegenüber einem unersetzblichen Stück seiner Heimat. Einer, der von Matt antwortet, war der Schweizer Mundartschriftsteller Pedro Lenz. Lenz stellt klar: «Wir haben eine gesprochene Muttersprache, das ist die Mundart». Hochdeutsch sei angelernt, also eine Fremdsprache. Lenz weist auf die Gefahr hin, dass von Matt einen Dualismus schaffe zwischen weltoffenem Hochdeutsch und Dialekt, das von bürgerlichen Parteien propagiert werde.

Lenz Kommentar sollte sich bewahrheiten. Im Mai 2012 reichte die rechtskonservative Partei Schweizer Demokraten im Kanton Aargau eine Volksinitiative mit dem Titel «Ja für Mundart im Kindergarten»<sup>7</sup> ein. «Das kantonale Schulgesetz ist so zu ändern, dass die Unter-

6 <https://www.tagesanzeiger.ch/kultur/diverse/der-dialekt-als-sprache-des-herzens-pardon-das-ist-kitsch-/story/12552220>

7 [https://www.schweizer-demokraten.ch/kantone/dokumente/AG/Pressemitteilung-Einreichung\\_Mundart-Initiative31052012.pdf](https://www.schweizer-demokraten.ch/kantone/dokumente/AG/Pressemitteilung-Einreichung_Mundart-Initiative31052012.pdf)

richtssprache im Kindergarten grundsätzlich die Mundart ist», verlangte der Initiativtext. Die Initiative ritt mit auf einer Welle ähnlicher Forderungen in anderen Kantonen, die in den ersten Hälfte der Zehnjahre durch die Schweiz schwachte. So wurde eine ähnliche Initiative in Zürich 2011 angenommen und 2013 im Kanton Luzern abgelehnt, wie auch 2016 im Kanton Zug, wo dafür aber der moderatere Gegenvorschlag angenommen wurde. Eine Mehrheit der Kantone kennt Regelungen zum Verhältnis von Mundart und Schriftsprache auf Kindergartenstufe.<sup>8</sup>

Die Initianten argumentierten, dass Kinder im Kindergarten soziales Verhalten erleben und sich nicht mit einer Fremdsprache herumschlagen sollen. Das führt nur zu einer sprachlichen Verunsicherung. Außerdem stelle die Tendenz zum Hochdeutschen in Kindergärten ein gewaltiges Problem dar, denn das sei ein verhängnisvoller Eingriff in das Kulturerbe. Dialekte dürften nicht verloren gehen. Eine gesunde Bindung zur Muttersprache sei eine wichtige emotionale Stütze in der Entwicklung der Kinder. Mundart und Dialekte seien ein wichtiger Faktor von Kultur und Identität und ausserdem die Sprache der Integration. Die Umgangssprache sei Schweizerdeutsch und so solle es auch bleiben. Es drohe eine Generation heranzuwachsen, die ein Schweizerdeutsch mit verkümmertem Wortschatz und seltsam fremdsprachigen Ausdrücken spreche.<sup>9</sup> Die Initianten empfinden den eigenen Dialekt als die letzte Bastion vor einer globalisierten Welt. Eine Welt, die mit verkümmertem Wortschatz und seltsam fremdsprachigen Ausdrücken droht. Eine Welt eben, die sie wortwörtlich nicht mehr verstehen. Mit dem Dialekt wird der Verlust der eigenen Kultur und damit der eigenen Identität befürchtet. Die Initiativgegner argumentierten, dass Mundart nicht verdrängt, sondern

8 <https://www.aargauerzeitung.ch/aargau/kanton-aargau/aargauer-regierung-will-mehr-aber-nicht-nur-mundart-im-chindsgli-127848743>

9 [https://www.schweizer-demokraten.ch/kantone/dokumente/AG/Pressemitteilung-Einreichung\\_Mundart-Initiative31052012.pdf](https://www.schweizer-demokraten.ch/kantone/dokumente/AG/Pressemitteilung-Einreichung_Mundart-Initiative31052012.pdf)

zum Beispiel in den Medien sogar öfter zum Einsatz komme. Pädagogisch mache die Initiative ebenfalls keinen Sinn. Und Inhalte von Lehrplänen gehörten nicht in Gesetzbüchern festgeschrieben.<sup>10</sup> Eine Studie aus dem Jahr 2019 konnte «keinen statistisch bedeutsamen Einfluss der Sprachverwendung von Dialekt oder Standard auf den Schriftspracherwerb feststellen».<sup>11</sup> Damit wird klar, dass die pädagogische Diskussion dazu dient, einen eigentlichen Kulturkampf zu maskieren. Einer, der hier nun auf dem Rücken der Kinder ausgetragen wird. Man muss Kinder nicht mögen, um zu erkennen, dass das unfair ist. Die Initiative wurde im Kanton Aargau angenommen.

Die Frage nach der Sprache wurde auch schon mehrmals im Grossen Rat des Kantons Bern verhandelt, denn dieser berät sich als zweisprachiger Kanton auf Französisch und bemerkenswerterweise Mundart. In den Jahren 1987, 1996 und 2003 diskutierte der Rat, ob denn nun die Mundart aus den Beratungen verbannt werden sollte. Jedes Mal sprach sich der Rat jedoch für die Mundart aus. 2014 wurde zuletzt gefordert, die Geschäftsordnung des Grossen Rats so zu ändern, dass sowohl die Beratungen im Plenum als auch die Wortmeldungen in Schriftdeutsch oder Französisch erfolgen. In der Argumentation bezeichneten die Initianten Mundart als unmodern und ineffizient. Vorstösse würden sorgfältig auf Mundart verfasst und vom Ratssekretariat ins Hochdeutsche übersetzt. Die Reden hingen würden oft auf Hochdeutsch abgefasst, am Rednerpult dann in Mundart wiedergegeben, nur damit das Gesprochene für das Protokoll wieder in die Schriftsprache rückübersetzt würde. Die Motionäre nennen das ein archaisches und ineffizientes Prozedere. Alle Ratsmitglieder hätten mindestens neun Jahre in der Schule verbracht

10 <https://www.aargauerzeitung.ch/aargau/kanton-aargau/gegner-komitee-hat-sich-formiert-nein-zum-mundart-zwang-127884667>

11 <https://www.tagblatt.ch/leben/mundart-im-chindsgi-schadet-nicht-wir-konnten-keinen-negativen-einfluss-von-dialekt-auf-den-schriftspracherwerb-feststellen-ld.1175306>

und würden Hochdeutsch deshalb beherrschen. Besonders auffällig ist die Perspektive der französischsprachigen Ratsmitglieder: Für sie sei die Berner Mundart sozusagen eine andere Sprache. Eine, die sie in der Schule nicht lernten, aus ihrem Alltag nicht kennen und deshalb nicht verstünden.

Die Schlussrede vor der Abstimmung schliesst mit Pathos: Die Welschen würden ihre Anliegen in der Sprache Voltaires vorbringen, die Deutschschweizer sollen es doch bitte in der Sprache Goethes tun. Hier wird aber ein wichtiges Merkmal der Sprachgemeinschaft verkannt. Der Berner Mundart ist die elegante Sprache Goethes eine Bedrohung, denn in ihr steckt etwas, vor dem gerade im politischen Stimmenfang oft gewarnt wird: der europäischen Obrigkeit. Goethes Sprache ist im Verständnis der Schweizer Mythologie der Gessler aus dem Norden. Der deutschschweizer Berner dagegen ist der Tell, dessen verkratzter Dialekt seine Lebenswelt wiederspiegelt: Heugabeln, Miststock, Schwielien und Geranien. Stolz ist der Berner auf seinen Dialekt, weil er ihn trotz Goethe und damit eben auch gegen diesen spricht. «Im Kanton Bern wollen wir keinen deutschen Einheitsbrei», ist einer der Kommentare aus der Plenumsdiskussion. Und diesen Dialekt zu verteidigen bedeutet dann gleichzeitig eben auch, eine Lebenswelt zu verteidigen, der sich der Mundartler zunehmend beraubt fühlt. Auch in der weiteren Diskussion wird Mundart als authentisch, natürlich und Ausdruck von Identität und Stärke bezeichnet. Es zeigt sich klar, dass Berndeutsch als Muttersprache empfunden wird. Die Bevölkerung des Kantons Bern spreche mehrheitlich Mundart. Also sollten deren Vertreter auch nicht zum Hochdeutsch gezwungen werden. Ausserdem sei das Hochdeutsch der Schweizer üblicherweise so schlecht, dass jeder Deutsche sofort merken würde, dass das kein reines Hochdeutsch sei. Darin zeigt sich die typische Abgrenzung: Hochdeutsch gibt es nur in einer korrekten Version und das ist jene der Deutschen, nicht der Schweizer. In dieser Pauschalialisierung geht natürlich völlig vergessen, dass der Konflikt zwi-

## Schweizerdeutsch

schen Dialekt und Schriftsprache in Deutschland ebenso vorhanden ist, wenn vielleicht auch weniger ausgeprägt.

Aber soll den mein Berndeutsch überhaupt zu einer offiziellen Sprache werden? In einem ersten Moment tönt das vielleicht ganz prestigeträchtig. Aber ob es sich lohnt, nur um dem ureigenen, sprachlichen Minderwertigkeitskomplex zu entkommen, der ja eben auch gerade die Identität des Berndeutschen und damit einen Teil des sprachlichen Stolz ausmacht. Dieses komplexe Konstrukt würde wie ein Kartenhaus zusammenbrechen. Eine offizielle Sprache verlangt nach einer offiziellen Sprachregelung. Die Sprachregeln müssen vermittelbar sein, also derart gestaltet, dass Menschen, die die Sprache nicht beherrschen, einen Zugang zu ihr finden können. Wie will ein Staat sonst seine Bürger mündig machen in einer Demokratie, die darauf aufbaut, dass schon nur schriftlich gewählt werden kann, geschweige von all den Vorgängen, über deren Verständigung sich ein Staat und seine Bürger eben schriftlich verbürgen. Dies also müsste plötzlich auch Berndeutsch leisten. Ich bin mir nicht sicher, ob es noch jenes Berndeutsch wäre, das ich meine ganz eigene Sprache nenne, wenn es diesen Waschgang hinter sich hätte. Sicher würde das Berndeutsch aber eine Eigenschaft verlieren, die es besonders genüsslich macht: die Möglichkeit, lautmalerische Wörter neu zu schaffen. Wie ergiebig das sein kann, zeigt nicht zuletzt ein Klassiker, der neueren Schweizerdeutschen Literatur: «Ds Totemügerli» von Franz Hohler. Gerade weil Berndeutsch nur einen Habitus und eben keine allgemeingültigen Regeln kennt, kann Hohler Wörter so gestalten, dass sie über ihren Klang die ganze Geschichte erzählen. Und es ist genau jener Klang des Berndeutschen, der seine eigentliche Identität bestimmt.



PASSEPORT SUI



SCHWEIZERPASS

PASSAPORTO SVIZ

# Sprachkompetenz als Bedingung im politischen Einbürgerungs- und gesellschaftlichen Integrationsprozess

*Von Lara Pecorino und Felina Imboden*

Etwas überspitzt formuliert muss man sich in der Schweiz die Staatsbürgerschaft regelrecht verdienen – Sprachniveaus, das persönliche Gespräch mit der Behörde und Staatskunde, die notabene auch im direkten Zusammenhang mit der deutschen Sprache steht, sind Parameter an denen die Eignung für eine Schweizer Staatsbürgerschaft gemessen wird, zumindest auf öffentlich-rechtlicher Ebene. Doch in welchem Zusammenhang stehen diese formalen Kriterien mit dem gesellschaftlichen Leben, der alltäglichen Zugehörigkeit, der Cultural Citizenship? Und wie wirkt sich wiederum politische Partizipation oder der Ausschluss aus ebendieser auf die Cultural Citizenship aus? Fragen, die in diesem Beitrag entlang der (Nicht-)Sprachlichkeit am Beispiel der Kantone Schaffhausen und Thurgau diskutiert werden sollen.

### **Die Sprache im Einbürgerungsprozess**

In der Schweiz wird die Sprachkompetenz einer Person, die eingebürgert werden will in zwei und indirekt sogar in drei Schritten geprüft. Als erstes muss bei Einreichung des Gesuchs beim Kanton auch ein Sprachnachweis eingereicht werden. Je nach Kanton wird mündlich das Niveau B2 (TG) oder B1 (SH) und schriftlich das Niveau B1 (TG) oder A2 (SH) erwartet. Nach der Prüfung aller Unterlagen wird die Person von der zuständigen Gemeinde zu einem Gespräch vorgeladen, in welchem ihre Sprachkompetenz, wenn nötig auf verschiedenen Wegen getestet wird: «es würde vor allem darum gehen zu schauen, ob er einen Brief von den Behörden lesen kann, weil dies muss er ja können, damit er als Bürger funktionieren kann. Und man würde auch schauen, ob er eine Antwort schreiben kann. [...] Aber er müsste dem Gespräch folgen können. Da würde man sicher langsam sprechen und so weiter, keine Frage, aber wenn man merkt, er stellt ab und interessiert sich gar nicht, sind das Indizien, die nicht gut ankommen würden.»<sup>2</sup> Der dritte Schritt, in welchem indirekt die Sprache wieder eine Rolle spielt, ist die Abstimmung durch die Gemeindeversammlung bzw. durch den Bürgerrat. Da der/die Bewerber\*in sich selbst vor der gesamten Versammlung mit einigen Worten vorstellt, schwingt wiederum eine sehr subjektive Beurteilung der Sprache durch die Anwesenden mit. Im Einbürgerungsprozess zeigt sich, dass Sprache die unantastbare Grundvoraussetzung für die ordentliche Einbürgerung darstellt. Ob dadurch aber auch die Möglichkeit zur politischen Teilhabe und zum Sein als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft gegeben ist, soll in den folgenden Abschnitten diskutiert werden.

## Was Sprache sagen kann

Die Sprache zieht sich als roter Faden durch den Einbürgerungsprozess hindurch. Schnell wird klar, dass «Sprache» in diesem Kontext viel mehr umfassen muss als das gesprochene oder geschriebene Wort. Nebst formalen Anforderungen wie Sprachniveaus und Sprachzertifikaten tritt Sprache als hochkomplexes Konstrukt auf, ist subjektiv gefärbt, emotional aufgeladen und engstens mit nicht-sprachlichen Elementen verknüpft.

«Die Sprache ist der Schlüssel zur Integration»<sup>2</sup>, lautet die Aussage der zuständigen Schaffhauser Behörden. Fungiert sie folglich als Kommunikationsmittel über verbale Verständigung hinaus, vermittelt gesellschaftlich relevante Kompetenzen und öffnet Tür und Tor zum lokalen Alltag? «Sprache ist wie z.B. Musik und Architektur Teil von Kultur, und umgekehrt ist Sprache ebenso auch Ausdruck von Kultur, also gefüllt mit kulturellen und interkulturellen Inhalten».<sup>3</sup> Kultur ohne Sprache und Sprache ohne Kultur sind demnach undenkbar, ein Verhältnis das den gesellschaftlichen Integrationsprozess betreffend die Sprache doch als determinierende Komponente auszumachen scheint. Ein Umstand der auch durch die Antwort auf unsere Frage «Wo liegen die Schwierigkeiten, wenn eine Person mit zu tiefen Sprachkompetenzen eingebürgert werden würde?» gestützt wird. So lautete diese nämlich: «Oft ist es dann auch so, dass diese Personen auch gesellschaftlich nicht integriert sind und auch kaum ihren Bürgerpflichten nachkommen könnten.» Fehlende Sprachkompetenzen suggerieren demnach eine mangelhafte gesellschaftliche Integration womit die eingangs erwähnte Mehrdeutigkeit von Sprache er-

1 Interview vom 31.01.2020 mit Gemeindebehörde (TG).

2 Interview vom 04.03.2020 mit Kantonsbehörden (SH).

3 Raasch, Albert. «Sprachkonzept, Sprachvermittlung und Sprachenpolitik», in Sprache und Identität in frankophonen Kulturen / Langues, identité et francophonie, herausgegeben von Sandra Duhem und Manfred Schmeling, 209–222. Wiesbaden: Springer Fachmedien, 2003.

neut betont wird. Der Sprachbegriff beinhaltet nach dieser Aussage soziale, kulturelle und technische Aspekte und scheint darüber hinaus Zugehörigkeit auszuhandeln. Was bedeutet dies aber für eine Person, die eingebürgert werden möchte und sich zu diesem Zweck den nationalen und regionalen Modalitäten anpassen muss? Brigitta Busch versucht in ihrem Beitrag «Dichotomien wie jene zwischen Herkunfts- und Zielsprache oder Erstsprache und Sprache der Integration zu überwinden, indem das sprachliche Repertoire in seiner komplexen und von Interdependenzen geprägten Gesamtheit wahrgenommen und valorisiert wird».<sup>4</sup>

Buschs Ausdruck des «sprachlichen Repertoires» scheint wesentlich ergiebiger und flexibler als der Terminus «Sprache» und ermöglicht differenziertere Überlegungen im Hinblick auf den hiesigen Integrationsprozess. Ausgehend von der Annahme, dass ein Sprecher in verschiedenen Situationen unterschiedliche Möglichkeiten des Sprachgebrauchs besitzt,<sup>5</sup> ist nämlich nicht mehr (sprachliche) Anpassung gefordert, sondern die Fähigkeit, einen Sprachkontext erkennen und adäquat darauf reagieren zu können. Genau diese Fähigkeit impliziert wiederum die Komplexität von Sprache, so reicht es nicht Worte in grammatisch korrekter Weise aneinanderzureihen, vielmehr steht das Verständnis einer Situation im Vordergrund, was wiederum das Verständnis einer spezifischen Kultur, einer Gesellschaft und auch vorherrschender Hierarchien bedingt. Aus dieser Perspektive scheint Sprache, wie zu Beginn dieses Abschnitts zitiert, tatsächlich

4 Busch, Brigitta. «Die Macht präbabylonischer Phantasien. Ressourcenorientiertes sprachbiographisches Arbeiten». Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 40 (2010): 58-82. <https://doi-org.ezproxy.uzh.ch/10.1007/BF03379844>

5 In Anlehnung an den Beitrag von Brigitta Busch.

6 Ein offizielles Gespräch im Einbürgerungsprozess.

7 Van Deth, Jan W. «Politische Partizipation.» in Politische Soziologie: Ein Studienbuch, 141–161. Wiesbaden: VS Verlag Für Sozialwissenschaften, 2009.

der Schlüssel oder vielmehr der Ausdruck von Integration zu sein, denn durch sie wird das ausschlaggebende, individuelle Wissen kommuniziert und erkennbar. «Sprache», so liesse sich formulieren, gleicht somit einem Sammelbegriff für spezifische Kenntnisse eines bestimmten kulturellen und gesellschaftlichen Raumes oder meint eben, um es in Buschs Worten auszudrücken, ein Repertoire. Sie wird zum infiniten, sich ständig in Transformation befindenden Instrument, das seinen Feinschliff erst im Austausch mit anderen Personen und Personengruppen eines Kulturaumes erhält. Damit wird eine zweite Dimension durch Sprache ersichtlich, nämlich die der Eingebundenheit einer Person in bestehende Netzwerke. So liegt die Vermutung nahe, dass der Erwerb genannter Fähigkeiten nur dann erfolgreich geschieht, wenn der Austausch mit vollintegrierten Personen gegeben ist. Daraus ist zu schliessen, dass Themenpunkt eins des Vorstellungsgesprächs unter der Leitung eines Stadtratsmitgliedes, im Beisein einer Dreier-Delegation des Bürgerrates<sup>6</sup> der «Teilnahme am sozialen und kulturellen Leben der Gesellschaft; Kontakte zu Schweizerinnen und Schweizern und Unterstützung der Integration der Familienmitglieder» umfasst, nicht nur verbal besprochen wird, sondern im sprachlichen Ausdruck gleichzeitig zur Geltung kommt. Sprache kann demnach auch die Befähigung zur kulturellen und gesellschaftlichen Teilhabe ermöglichen und diese implizieren.

### **Politische Teilhabe und Sprache**

Im letzten Abschnitt wurde gezeigt, dass Sprache zur kulturellen und gesellschaftlichen Teilhabe befähigen kann. Im Folgenden wird auf die Rolle der Sprache im Zusammenhang mit der politischen Teilhabe eingegangen. Ergebnis der Einbürgerung ist, dass die Person von der offiziell-rechtlichen Seite her als gleichwertiges Mitglied der Gesellschaft gilt und damit vollumfänglich zur politischen Teilhabe berechtigt ist. Welchen Stellenwert die politische Teilhabe in einer Demokratie hat, beschreibt van Deth prägnant: «ohne politische Partizi-

pation wäre eine Demokratie unvorstellbar, da sich Demokratie auf das Regieren durch die Bürger bezieht.»<sup>7</sup> Politische Partizipation ist in einer Demokratie also nicht nur in vielen Facetten möglich, sondern sie ist notwendig, damit das System funktioniert. Wieso sind für die Möglichkeit der politischen Partizipation Sprachkompetenzen erforderlich? Ein wichtiger Grund ist derjenige der Meinungsbildung: «wo bilde ich mir meine Meinung? Ich muss mit anderen Menschen darüber reden können, ich muss es verstehen. Dies passiert am Arbeitsplatz, in der Zeitung, im Radio und wenn man dies wegen Verständnisschwierigkeiten nicht verfolgen und nachvollziehen kann, dann macht man dies auch nicht.»<sup>8</sup>

In diesem Zitat aus dem Interview mit einem Behördenmitglied einer Thurgauer Gemeinde wird deutlich, wo die Meinungsbildung stattfindet und dass diese gewisse Sprachkompetenzen verlangt. In den Medien und vor allem am Arbeitsplatz ist es nicht möglich politische Diskussionen zu verfolgen, ohne die Sprache zu beherrschen. Meinungsbildung ist die Grundlage einer politischen Partizipation. Nach van Deth meint politische Partizipation «alle Aktivitäten von Bürgern mit dem Ziel politische Entscheidungen zu beeinflussen»,<sup>9</sup> das regelmässige Verfolgen der Sendung SRF Arena würde demnach nicht als politische Partizipation gelten. Wählen und abstimmen, an Demonstrationen teilnehmen oder Unterschriften sammeln – das fällt unter politische Partizipation im genannten Sinne. All diese Tätigkeiten erfordern Sprachkenntnisse. Die Abstimmungsunterlagen verstehen, sich mit Mitmenschen austauschen zu können und eben auch die Meinungsbildung durch Medien und Podiumsdiskussionen sind Grundsteine für diese Tätigkeiten.

8 Interview vom 31.01.2020 mit Gemeindebehörde (TG).

9 Van Deth, Politische Partizipation.

Ein zweiter Grund für die Notwendigkeit der Sprache ist die enge Verknüpfung von politischer Partizipation und gesellschaftlicher Teilhabe. Wie eng der Zusammenhang zwischen Sprache und gesellschaftlicher und kultureller Teilhabe ist, wurde bereits im letzten Unterkapitel aufgezeigt. Gesellschaftliche Teilhabe ist aufgrund ihrer Sprachkompetenzen für fremdsprachige Einbürgerungskandidaten\*innen in zwei Kreisen möglich, denn integrieren kann sich ein Mensch nur dort, wo er versteht und verstanden wird. Nebst dem engen Kreis, in dem ein Austausch in der Muttersprache stattfindet, kann die gesellschaftliche Teilhabe in den Kreisen von Schweizer\*innen<sup>10</sup> durch erlerntes Deutsch erfolgen. Gerade in ländlichen Gemeinden ist die lokale Gemeinschaft von grosser Bedeutung, wie die Antwort auf die Frage nach möglichen Schwierigkeiten bei Einbürgerungen ohne die nötigen Sprachkompetenzen aussehen könnten: «Ich denke, die Gefahr wäre, dass diese Menschen, irgendwohin gehen würden, also irgendwo tauschen sie sich ja dann trotzdem aus und wollen sich irgendwo wohl und verstanden fühlen. Und wo geschieht dies dann? Ausschliesslich unter den eigenen Nationalitäten. Und dann hat man diese isolierten Gruppen, die man eigentlich genau nicht will, da man eine Gemeinschaft sein will.»<sup>11</sup>

An diesem Zitat sieht man, dass die politischen Instanzen ein direktes Interesse an der Teilhabe der Bürger in der Gemeinschaft haben und diese Teilhabe als sehr eng mit der Sprachkompetenz verknüpft sehen. Nicht nur in diesem Fall ist gesellschaftliche Teilhabe eng mit dem politischen verknüpft, so führt van Deth aus: «[P]rinzipiell [ist] kein gesellschaftlicher Bereich von politischer Partizipation ausgeschlossen. [...] es gibt Prozesse gegen Rauchverbot [oder] Aktionen

10 Schweizer\*innen sind nicht als eine nationale oder regionale geschlossene Gruppe zu verstehen, sondern als diverse lokale Teilgruppen.

11 Interview vom 31.1.20 mit Gemeinde-Behördenmitglied (TG).

für die Nennung des Herkunftslandes auf Maisprodukten»<sup>12</sup>. Politische Teilhabe geschieht im Alltag und ist Bestandteil gesellschaftlichen Austausches womit sie unweigerlich mit Sprache verknüpft ist.

### Fazit

Dieser Beitrag hat versucht den gesellschaftlichen Integrationsprozess und den politischen Einbürgerungsprozess in Abhängigkeit der Sprachkompetenz zu diskutieren. Eine zentrale Feststellung ist, dass die beiden Teilbereiche gesellschaftliche und politische Partizipation kaum zu trennen sind. Oder in van Deths Worten: «[O]ffensichtlich kann fast alles, was Menschen tun, irgendwann auch als politische Partizipation betrachtet werden.»<sup>13</sup> Wenn Sprache, wie in diesem Beitrag argumentiert wurde, als Repertoire gesellschaftlicher und kultureller Kompetenzen verstanden wird und politische Partizipation in beinahe allen Handlungen des Menschen mitschwingt, ist Sprache für die Integration sowohl auf gesellschaftlicher, wie auch auf politischer Ebene unabdingbar und lässt sich demnach im Hinblick auf die Einbürgerung als eine für antragsstellende Personen sinnvolle Grundvoraussetzung ausmachen, da sie nicht zuletzt auch zu einem grossen Teil der persönlichen Orientierung im lokalen Umfeld und der sozialen Zugehörigkeit dient.

12 Van Deth, Politische Partizipation.

13 Ebd.





Landesmuseum Zürich

→ Burkhard Mücke, CC BY-SA 4.0, via Wikimedia Commons

# Sprache zwischen Ausstellungsobjekt und Vermittlungstool

*Von Diana Masaeli und Kristina Gasser*

Schweizerisches Nationalmuseum, musée national suisse, museo nazionale svizzero, museum naziunal svizzer. Bei kultureller Teilnahme spielen Museen eine grosse Rolle. Ob Ausstellungen verstanden werden hängt von der Sprache ab. Doch wie beeinflusst die Sprache die Zugänglichkeit des Landesmuseums Zürich? Sie nimmt dabei im Museum eine multifunktionale Position ein. Die Sprache ermöglicht einerseits die Vermittlung der Ausstellung sowohl an ein einheimisches Publikum, wie auch an ein touristisches. Zugleich sind die vier Landessprachen Teil dieser Ausstellung; die Mehrsprachigkeit der Schweiz ist identitätsstiftendes Element derer Kultur. Auch wenn es keine gesetzlichen Vorschriften gibt, hält sich das Museum an die gesellschaftlich erwartete Norm der Mehrsprachigkeit in der Schweiz. Die historische Entwicklung der Sprachpolitik ist im Museum ersichtlich. Während die heutige Beschriftung der Ausstellungsobjekte mindestens viersprachig ist, lassen historische Anschriften auf den Objekten selbst erkennen, dass früher eine Ein- beziehungsweise Zweisprachigkeit vorherrschte. Während die Schweiz vier Landessprachen besitzt, repräsentieren die Beschriftungen jedoch nur drei davon. Die vierte Sprache ist Englisch, welche den internationalen Besuchern den Zugang ermöglichen soll. Was ist die Bedeutung der Sprachen im Museum; inwieweit ermöglichen sie den Zugang und inwiefern sind sie Ausstellungsobjekt?

Bereits das Plakat in der Unterführung vor dem Museum teilt den Gästen und den Vorbeischlendernden in vier Sprachen mit, worum es sich beim Gebäude, zu welchem der Aufgang führt, handelt.<sup>1</sup> Sprache, oder besser noch Sprachen, sind im Landesmuseum Zürich, eines von vier Gebäuden des Schweizerische Nationalmuseums, allgegenwärtig. Eine leichte Dominanz der deutschen Sprache ist zu erkennen und anhand der geographischen Lage auch erklärbar. Dies sei bei den anderen drei Häusern, die zusammen mit dem Landesmuseum Zürich unter dem Dach «Schweizerisches Nationalmuseum» stehen, nicht anders, erklärt uns Alexander Rechsteiner aus der Abteilung Marketing und Kommunikation des Landesmuseums. Beim Château de Prangins im Kanton Waadt würde zum Beispiel die französische Sprache auf dieselbe Weise leicht hervorgehoben werden wie die deutsche Sprache in Zürich.<sup>2</sup> Obwohl einige Beschriftungen, wie zum Beispiel die grosse Anschrift beim Eingang, nur auf Deutsch zu finden sind, sind alle Ausstellungen im Haus mehrsprachig zugänglich. Bei unserem Besuch des Museums betreten wir zuerst in die Ausstellung «IdeenSchweiz», welche Vorurteile und gängige Kliches über die Schweiz behandelt und sich somit, im Vergleich zu den anderen Ausstellungen, stärker auch an ausländische Besucher\_innen und Touristen\_innen richtet. Diese Ausrichtung ist auch in der Sprachenvielfalt zu beobachten. Neben den Landessprachen Deutsch, Französisch, Italienisch, Rätoromanisch und dem mittlerweile zum Standard gewordenen Englisch finden sich auf den digitalen Infotafeln auch die Optionen Spanisch und Chinesisch (Mandarin). Mit diesen Sprachen wollen sie neben den Landessprachen möglichst vielen Besuchern\_innen den Zugang zu den Informationen eröffnen, erklärt uns Alexander Rechsteiner. Das Englisch richtet sich somit an eine grosse internationale Besuchergruppe, nicht nur an die

1 Unsere Beobachtungen beziehen sich auf einen Besuch der Autorinnen im Landesmuseum Zürich am 28.11.2019.

2 Alexander Rechsteiner, Telefongespräch, 18.02.2020.

muttersprachlich Anglophonen. Deshalb haben sie sich auch für das Mandarin entschieden, da nur wenige Chinesen\_innen Englisch sprechen.

Diese Einführungsausstellung «Ideenschweiz» ist, was diese Sprachenkonstellation betrifft, ein Spezial- und Ausnahmefall, wie sich beim weiteren Voranschreiten im Museum zeigt. Bei der Dauerausstellung «Geschichte der Schweiz» sowie bei allen anderen Ausstellungen, sind Beschriftungsschilder und digitale Informationsbildschirme durchgehend in Deutsch, Französisch, Italienisch und Englisch, stets in dieser Reihenfolge, zu finden. Neben den Informati-onstafeln finden sich häufig digitale Elemente und Bildschirme, die ebenfalls demselben Muster folgen, auch wenn Platzgründe sicherlich keine Rolle spielen. Neben weiteren Informationen, interaktiven Elementen und Bildern, finden sich auf diesen Pads auch Interviews. Es scheint darauf geachtet worden zu sein, dass verschiedensprachige Experten\_innen zu Wort kommen. So finden sich deutschsprachige, sowie französischsprachige Interviews beziehungsweise Ausführungen. Diese bleiben jeweils in Originalsprache und werden je nach Sprachauswahl zusätzlich unterteilt. Sie werden nicht, wie wir dies zum Teil aus dem Fernsehen kennt, übersprochen. Auf diese Weise wird nicht nur sichergestellt, dass die originale Aussage stets zu hören bleibt und der/die Experte\_in nicht übertönt wird, sondern es wird auch unterschwellig auf die sprachliche Vielfalt der Schweiz verwiesen.

Dies ist das typische Bild, das sich durch die Ausstellungen zieht. Nebst den verschiedenen Sprachen ist es dem Museum auch wichtig, die Texte einfach, klar und kurz zu halten, dabei hielten sich die Verantwortlichen sogar an ein Zeichenlimit. Dies ermöglicht es, die Viersprachigkeit stehts durchzuziehen, ohne dass die Anschriften zu viel Platz einnehmen oder durch zu komplexe und lange Texte die Besucher\_innen überfordern. So wird ein noch grösserer Zugang für die Allgemeinbevölkerung geboten und es zeigt auf, dass das Muse-

um sich eben nicht nur an eine hochgebildete oder wissenschaftliche Zielgruppe richtet. Lateinische Ausdrücke, so zum Beispiel «memento mori», werden in den Ausstellungstexten übersetzt und das Wissen darüber nicht vorausgesetzt. Es fällt tatsächlich auf, dass der Textanteil in allen abgebildeten Sprachen vergleichbar ist und somit alle Besucher\_innen des Museums, egal welche der vier Sprachen sie verstehen, dieselben Informationen erhalten. Was wir bei eigenen Besuchen in anderen Museen durchaus auch schon anders erlebt hat.

Wo mehrsprachige Beschriftungen nicht möglich sind, wird auf digitale Mittel zurückgegriffen. So betreten wir die Sammlung Hallwil und wundern uns darüber, dass neben den historischen deutschen Beschriftungen keine weiteren Informationen in anderen Sprachen angebracht sind. Die bereitgestellten iPads am Eingang des Raumes erklären dann jedoch viersprachig, dass die Stifterin der Sammlung gefordert hat, die Sammlung dürfe nicht verändert werden und müsse so bestehen bleiben, wie sie sie konzipiert hatte. So wird eben digital und dazu noch ansprechend gestaltet durch die Sammlung geführt, mehrsprachig versteht sich.

Die grösstenteils viersprachigen Beschriftungen werden unterstützt durch die App des Museums. Nachdem wir diese heruntergeladen und geöffnet haben, werden wir als erstes nach der gesprochenen Sprache gefragt. Angeboten werden, abzüglich von Spanisch, dieselben, wie in der «Ideenschweiz»-Ausstellung: Deutsch, Französisch, Italienisch, Rätoromanisch, Englisch und Mandarin. Die Webseite des Landesmuseums informiert ebenfalls siebensprachig. Führungen werden in den dominanten vier Sprachen angeboten, sowie auf Anfrage und nach Verfügbarkeit auf Russisch und Spanisch. Somit ist das Landesmuseum theoretisch in acht Sprachen zugänglich, wobei sich die Organisation für ein paar dieser Sprachen etwas schwieriger gestaltet als für andere.

Ein Rundgang durch das Landesmuseum Zürich zeigt, wie wichtig Mehrsprachigkeit für die Schweizerische Identität und somit auch für das Schweizerische Nationalmuseum ist. Gesetzliche Auflagen gäbe es zwar – was uns etwas überrascht hat – keine, doch sei es eigentlich klar, dass das Landesmuseum als Schweizerisches Nationalmuseum der sprachlichen Vielfalt der Schweiz gerecht werden möchte und dass dies von der Bevölkerung wohl auch so erwartet werde.

Als wir uns die Ausstellung «Geschichte der Schweiz» jedoch, mit einem besonderen Augenmerk auf die verwendeten Sprachen, etwas genauer anschauen, fällt uns schnell auf, dass Sprache – oder besser sprachliche Vielfalt – nicht nur in den Beschriftungen zu finden ist. Nein – Mehrsprachlichkeit ist selbst ein Teil der Ausstellung. Der Rundgang beginnt zeitlich gesehen im Mittelalter und bietet das klassische Bild von Urkunden, die ausgestellt werden, welche in altdeutlicher Sprache abgefasst sind. Je mehr wir uns jedoch der Moderne nähern, desto deutlicher wird, dass die Schweiz ein mehrsprachiges Land ist, dessen Viersprachigkeit auch durch die Ausstellungsobjekte zelebriert wird. So werden zum Beispiel Plakate auf Bildschirmen gezeigt, die sich in ihren Inhalten und Sprachen abwechseln. Es gibt aber auch Ausstellungsobjekte, die lediglich auf Französisch zu sehen sind. So zum Beispiel eine Enzyklopädie aus der Zeit der Aufklärung, welche den Stellenwert der französischen Sprache in gebildeten Kreisen des 18. Jahrhunderts unterstreicht. Ein Ausländerausweis aus dem 20. Jahrhundert ist hingegen in seiner deutsch-italienischen Ausführung zu sehen, obwohl es von diesem Dokumententyp sicherlich auch deutsch-französische Exemplare geben würde. Da dieser Ausländerausweis jedoch die Geschichte der italienischen Gastarbeiter\_innen illustrieren soll, wurde wohl die italienische Version gewählt.

Aber auch eine historische Entwicklung des Bewusstseins für die Mehrsprachigkeit der Schweiz lässt sich in den verschiedenen Ausstellungen, besonders jedoch in den Sammlungen erkennen. Das

Beispiel der Sammlung Hallwil haben wir bereits erwähnt, bei deren Konzeption in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert es noch nicht für nötig gehalten wurde, ausser auf Deutsch noch in einer anderen Sprache zu beschriften. Zum mindest eine Zweisprachigkeit lässt sich dagegen beim Fraumünster Zimmer finden, dessen Tür historisch auf Deutsch und Französisch beschriftet ist. Die kompletten vier Sprachen finden sich hier auf einem Schild neben der Tür. Die Sammlungen, sowie die Ausstellung «Geschichte der Schweiz» lassen daher gut erkennen, wie sich das Bewusstsein für eine mehrsprachige Zugänglichkeit im 20. Jahrhundert entwickelt hat. Äußerst eindrücklich zeigt diese Entwicklung ein Ausstellungsobjekt auf, das verschiedene Schweizer Pässe im Verlauf des letzten Jahrhunderts zeigt. Diese waren von 1915 an zunächst dreisprachig (deutsch, italienisch und französisch), bis sie dann ab 1985 die heutige übliche Fünf-Sprachigkeit aufwiesen.

Das Landesmuseum zeigt eindrücklich, wie durch Sprache Zugänge erschaffen werden, wie sie Identität herstellt und darstellt und wie sie auch Erwartungen ausgesetzt ist. Trotz einer touristischen Ausrichtung auf ein internationales Publikum hat die Museumsleitung sich dazu entschieden, in den Beschriftungen auch Italienisch anzubieten, obwohl diese Sprache nicht die ist, welche sich besucherstatistisch am meisten anbietet. Englisch und vielleicht auch Französisch sind die «internationalen» Sprachen, Deutsch ist die lokal gesprochene und daher dominante Sprache und Italienisch ist die zusätzlich erwartete Landessprache. Wobei Italienisch in der sprachlichen Hierarchie vor dem internationalen Englisch steht. Der touristischen Ausrichtung des Landesmuseums fallen jedoch auch Sprachen zum Opfer, die von in der Schweiz lebenden Menschen mit Migrationshintergrund gesprochen werden – in der Annahme, dass diese eine der Landessprachen oder zum mindest Englisch verstehen. Sprache im Museum dient in diesem Fall nicht nur der Vermittlung von Informationen, sondern kann bei näherer Betrachtung selbst zu

einem Teil der Ausstellungen und zum Ausstellungsobjekt werden, das uns Auskunft über Identität, Sprachpolitik, Machtstrukturen und Geschichte geben kann.



# Integration durch Motivation?

## Sprache als Zugang bei Expats in Zürich

*Von Rebecca Gerhard*

Eine Studie namens «Expat Explorer» von der Bank HSBC<sup>1</sup> vergleicht jährlich weltweit verschiedene Destinationen in ihrer Qualität von Leben und Arbeit von Expats und erstellt jeweils in verschiedenen Kategorien ein Ranking. Ende 2019 schaffte die Schweiz gesamthaft sehr gut ab, bei Lohn (1.), Stabilität (1.), Bildung (2.) und Lebensqualität (2.) war sie ganz vorne mit dabei. Bei anderen Faktoren hingegen befand sie sich im Ranking ausserordentlich weit hinten, nämlich bei Kultur (28.), «Open and Welcoming Communities» (28.), «Ease of Settling In» (24.) und «Making Friends» (24.). Dieses Resultat widerspiegelt hauptsächlich Schwierigkeiten beim Einleben und in der Bildung zwischenmenschlicher Beziehungen. Welchen Stellenwert nimmt dabei Sprache ein? Was verhindert und ermöglicht sie für Expats in ihrem Zugang und ihrer Teilhabe am soziokulturellen Leben in der Schweiz?

## Schweizerdeutsch

Um dieser Frage auf den Grund zu gehen, kontaktierte ich die Organisatorin eines wöchentlichen Stammtisches für Expats in Zürich. Olivia wohnt seit vier Jahren in der Schweiz und hat zuvor bereits in anderen Ländern Expat Erfahrung gesammelt. Sie engagiert sich seit einiger Zeit in der International Community in Zürich, beispielsweise für den wöchentlichen Stammtisch der Zurich International Women's Association (ZIWA). In dieser und anderen Organisationen hatte sie Freunde gefunden, was besonders zu Beginn wichtig war, um sich einzufinden und wohl zu fühlen an ihrem neuen Wohnort fern von Freunden und Verwandten.

Die International Community bietet eine willkommene Unterstützung für viele Neuankömmlinge, um am neuen Lebensort mit den örtlichen Ge pflogenheiten zurechtzukommen. Die sofortige Einbettung in der International Community kann jedoch auch Grund für spätere Schwierigkeiten sein, sich in die Schweizer Gesellschaft zu integrieren und sich mit Einheimischen anzufreunden. Denn oftmals scheint das anfängliche Umfeld bestehen zu bleiben, was auch bezüglich Sprache meist richtungsgebend ist. Personen, die ihre Freunde und Bekanntschaften also vorwiegend in der International Community finden, bleiben meist bei Englisch. Deutsch zu lernen, ist nicht wirklich notwendig, auch nicht für die Bewältigung des Alltages ausserhalb der internationalen Blase. «We're spoiled here in Zurich, even if you want to practice your German, they'll switch to English.» erklärt Olivia. Dieser Erfahrungswert deckt sich mit dem von vielen anderen Expats. Um die Vielfältigkeit der Erfahrungen abbilden zu können, organisierten Olivia und ich zwei Treffen, bei denen ich sechs verschiedene Frauen kennenlernen durfte. In gemütlichem Rahmen zu Kaffee und Kuchen diskutierten Kala, Charlotte, Julie, Rajna, Abbie und Camille mit Olivia und mir angeregt über den Um-

1 «Compare: Switzerland, » HSBC, <https://www.expatexplorer.hsbc.com/survey/country/switzerland>

gang mit Sprache und das Leben in der Schweiz aus der Perspektive von Expats.

Ein Expatriate – kurz Expat – ist eine Arbeits- oder Führungskraft, die von ihrem international tätigen Arbeitgeber für kürzere oder längere Zeit an eine ausländische Geschäftsstelle entsandt wird.<sup>2</sup> Expats kommt auf gewisse Weise ein Sonderstatus in der Gesellschaft zu. Die räumliche und soziokulturelle Umwelt, in der sich Expats bewegen, deckt sich grösstenteils mit der von Einheimischen. Sie nehmen sowohl am sozialen wie auch am kulturellen Leben in der Schweizer Gesellschaft teil, zahlen Steuern und tragen für gewöhnlich zu unserer Wirtschaft bei. Meist jedoch haben sie keine permanente Aufenthaltsbewilligung, sind mit befristetem Vertrag oder auf unbestimmte Zeit hier. Sie sind also irgendwie Teil unserer Gesellschaft – irgendwie aber auch nicht ganz. Da stellt sich die Frage nach ihrer Zugehörigkeit und der Cultural Citizenship.

Cultural Citizenship ist eine Form von Bürgerschaft, wo Individuen trotz kulturellen, sprachlichen oder ethnischen Differenzen gänzlich zur Gesellschaft dazugehören und dabei die Normen der dominanten Nationalgemeinde respektieren. Diese informelle, kulturelle Bürgerschaft steht der formellen, legalen Bürgerschaft gegenüber.<sup>3</sup> Der Vorteil einer solchen Perspektive liegt darin, dass die Komplexitäten gesellschaftlicher Zugehörigkeit und marginalisierter Individuen besser gefasst werden kann, als wenn nur der legale Status berücksichtigt wird.<sup>4</sup> Die Rolle des Staates ist laut Ong aber dennoch zentral, da Personen immer eingebettet seien in komplexe ökonomische und

2 Vgl. Barmeyer, Christoph. Taschenlexikon Interkulturalität. Göttingen: V&R, 2012, hier S. 25–27, 58 f.

3 Vgl. Rosaldo, Renato. «Cultural Citizenship in San Jose, California,» *POLAR: Political and Legal Anthropology Review* 17, Nr. 2 (1994): 57–60.

4 Vgl. Beaman, Jean. «Citizenship as Cultural: Towards a Theory of Cultural Citizenship.» *Sociology Compass* 10, Nr. 10 (2016): 849–57.

gesellschaftliche Prozesse.<sup>5</sup> Das bedeutet, dass gesellschaftliche Prozesse Subjekte mitbestimmen. Natürlich besteht innerhalb dieser Prozesse ein gewisser Spielraum, in dem das Subjekt eine performative Rolle einnimmt. Trotz dieser Performativität versteht Ong Citizenship als Subjektivierung, was Cultural Citizenship zu einem dualen Prozess von «Self-Making» und «Being-Made» macht.

Diese Dualität lässt sich im Alltag unserer Gruppe von Expat-Frauen bestens beobachten. Unter «Being-Made» fallen rechtliche Vorschriften ebenso wie der alltägliche Umgang der Lokalbevölkerung mit den Expats. Welche Reaktionen die Expats auf diese äusseren Einflüsse zeigen und wie sie sich in der Folge verhalten, gehört zu «Self-Making». Es lässt sich also klar eine Interaktion zwischen den beiden Polen feststellen, sie beeinflussen sich gegenseitig. Im Falle unserer Gruppe sind alle Frauen verschiedener Herkunft, aus unterschiedlichen Gründen in der Schweiz, mit verschieden langer Aufenthaltsdauer und mit unterschiedlich guten Deutschkenntnissen. Ihr Empfinden von Fremdbestimmung, ihr Verhalten in Reaktion auf diese äusseren Einflüsse, wie auch die Motivation sich zu integrieren und Cultural Citizenship zu erlangen, unterscheiden sich dementsprechend stark.

Ein grosses Thema zu Beginn der Diskussion war beispielsweise die neue Pflicht, eine Deutschprüfung auf Niveau A1 zu bestehen, um die Aufenthaltsbewilligung behalten zu können. Einige Frauen finden diese Vorschrift toll und wichtig und verstehen sie als Integrationsförderung, während andere sie als Zwang und unnötige Schikane se-

5 Ong, Aihwa. «Cultural Citizenship as Subject-Making: Immigrants Negotiate Racial and Cultural Boundaries in the United States.» *Current Anthropology* 37, Nr. 5 (1996): 737–762.

hen. Diese Wahrnehmung spiegelt sich natürlich im Verhalten wider. Auch in anderen Fällen unterschieden sich die Meinungen, beispielsweise überall wo sprachliche Barrieren auftauchen. Ausnahmslos alle Frauen berichteten von verwehrtem Zugang und Teilhabe und somit ein Stück weit von erschwerter Integration aufgrund der Sprache. Sei es in Sportkursen, in Vereinen, in der Kirche oder sogar auf der Poststelle und der Gemeinde. Überraschenderweise seien gerade in diesen staatlichen Institutionen die Mitarbeitenden oft nicht in der Lage, auf Englisch zu kommunizieren. Dieser von den Frauen als Diskriminierung empfundener Zustand geht bis zum Angebot von Deutsch Einsteigerkursen, wo viele Webseiten ironischerweise nur in deutscher Sprache verfügbar seien. Während die einen das unerhört finden und sich deshalb nicht willkommen fühlen, sehen es die anderen pragmatisch und reagieren selbstkritisch. Zum Beispiel Abbie:

*«If you don't learn the language, you are disadvantaged. Here within Zurich, people I think are pretty easy about the languages. If they know that you don't speak German, they shift. I noticed there's a high level of English proficiency here, generally people can speak. But you do encounter the few that don't speak English and they make it hard and you really feel like you're struggling. That can be a really difficult situation. But it's a reminder that you are in a foreign country and you can't just bring what you had, you need to adapt.»*

Die Frauen kamen gemeinsam zum Schluss, dass es immer auch auf die eigenen Anstrengungen ankommt, sich anzupassen und die Sprache zu lernen. Die meisten machten die Erfahrung, dass ihnen mit Offenheit begegnet wird, wenn sie sich bemühen und aufrichtiges Interesse zeigen. Gerade an den Berührungs punkten, wo sie mit Einwohnern in Kontakt kommen, finden sie, sollte diese Chance genutzt werden. Denn durch regelmässige Interaktion mit der Lokalbevölkerung können sie gleichzeitig Deutsch lernen, praktische Tipps zum Alltag in der Schweiz bekommen und potenzielle Freundschaften aufbauen. Kala erzählt, dass sie genau aus diesen Gründen ver-

sucht, bei möglichst vielen Gelegenheiten mit Einheimischen ins Gespräch zu kommen. Sei es an der Bushaltestelle, im Supermarkt oder mit anderen Müttern. Einige der Frauen pflichteten bei, dass staatliche Schulen die perfekte Umgebung bieten, mit lokalen Leuten, die sich in einem ähnlichen Lebensabschnitt befinden und somit gewisse Interessen teilen, in Kontakt zu treten. Ein anderer Begegnungs-ort sei die Arbeit. Alle Frauen stimmten zu, dass es durch einen Job viel einfacher sei, mit Ortsansässigen in Kontakt zu kommen. Auch aus diesem Grund hatte sich Kala ungemein bemüht, ihre Deutschkenntnisse so zu verbessern, dass sie Aussichten auf eine gute Arbeitsstelle hatte.

Sowohl wie beschrieben im Positiven, aber auch im Negativen kann eine Art Spirale entstehen. In dieser Spirale reproduzieren sich Verhältnisse, die entweder eine Integration begünstigen oder erschweren. Je nach Umständen, Motivation und Aufenthaltsdauer ist das eine aber nicht unbedingt attraktiver als das andere. Rajna stellt eine Korrelation zwischen Lebensabschnitt, Zukunftsaussichten und Integration her: «Generally if you stay longer you would localize.» Auch relevant sei der Eigenantrieb, ob die Sprache gelernt werden muss oder gelernt werden will. Kala betont hier die Eigenverantwortung im Sinne des «Self-Making», was mit der zuvor beschriebenen Performativität und ihren Chancen einhergeht.

Was bezüglich Integration auch auffällt, ist die Rolle des Staates im «Being-Made» der Expats. Offensichtlich will die Schweizer Regierung, dass sich Expats integrieren und Deutsch lernen, bietet dafür jedoch nicht wirklich die nötigen Anreize oder Gelegenheiten. Die Möglichkeiten Anschluss zu finden und Zugang zu haben, sind für Expats in der International Community weitaus grösser, als in staatlichen Angeboten oder lokalen Vereinen. Das Problem dabei ist, dass die erwünschte Integration dadurch schwieriger wird und viele Expats über kurz oder lang dazu tendieren, in der internationalen, englischsprachigen Blase zu bleiben. Charlotte bestätigt: «It's easy

as an expat to live in a bubble. Particularly in Zurich.» Bei der Frage nach der Zugehörigkeit zur Schweizer Gesellschaft ist sich unsere Expat-Gruppe schnell einig; sie sei nie vollständig gegeben. Teilhabe und Zugang könnten durch Selbstinitiative jedoch gut erreicht werden. Dafür sei Sprache zentral, denn sie ermöglicht Kontakt mit den Einheimischen, was für die Frauen echte Integration bedeutet.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Sprache auf jeden Fall eine wichtige Rolle einnimmt im Zugang zum und der Teilhabe am soziokulturellen Leben in der Schweiz. Der Antrieb Deutsch zu lernen, ist hauptsächlich abhängig davon, wie hoch das Interesse ist, sich zu integrieren und den uneingeschränkten Zugang zum und die Teilhabe am öffentlichen, soziokulturellen Leben zu haben. Dieses Interesse ist abhängig vom Lebensabschnitt, in dem sich Expats befinden, von der Aufenthaltsdauer, der Beschäftigung und den Berührungspunkten mit der Lokalbevölkerung. Kurz, der Kontext ist wesentlich, wenn wir über die Integration und den Gebrauch von Sprache bei Expats sprechen. Dabei sollten wir uns stets vergegenwärtigen, wie gross die Heterogenität innerhalb dieser Gesellschaftsgruppe ist, es gibt nicht die eine Expat-Erfahrung.



# Sprache als Zugang zum Arbeitsmarkt

*Von Rebecca Ritzal*

Menschen auf Arbeitssuche müssen heutzutage ein ganzes Paket an Bildungsabschlüssen, Erfahrungen und Auftrittskompetenzen mitbringen, um überhaupt auf dem Arbeitsmarkt mitmischen zu können. Stellenbeschreibungen werden immer länger und detaillierter. Dazu gehören auch die «sprachlichen Kompetenzen», die speziell in zwei- oder mehrsprachigen Betrieben erwünscht sind. Das Mitbringen dieser Kompetenzen ist nicht immer ganz einfach und kann Menschen, die sich damit schwer tun den Zugang zum Arbeitsmarkt erschweren. Sprache wird nicht von heute auf morgen erlernt, sondern braucht Zeit und Musse. Diejenigen, die diese Sprachfähigkeiten erwerben können, haben gute Voraussetzungen, um an der Wirtschaft und an der Arbeitswelt teilzunehmen. Die Möglichkeit zu arbeiten heißt auch mit anderen Menschen in Kontakt zu kommen und in einer Gesellschaft Anschluss zu finden. Sprachfähigkeiten erleichtern somit auch die kulturelle Teilhabe und Integration. Wie sieht der Erwerb dieser Fähigkeiten in einer vernetzten und vielfältigen Gesellschaft aus?

### Wie und wo verwenden wir Sprache?

In erster Linie sind mündliche Sprachfähigkeiten wichtig, um alltägliche Abläufe zu verstehen und sich korrekt ausdrücken zu können. Für das Ausüben eines Berufes ist das Sprechen und Verstehen von einer oder mehreren Sprachen von grundlegender Bedeutung. Je nachdem in welcher Branche eine Tätigkeit ausgeübt wird, variiert der Sprachgebrauch. Dies ist auch aus den Daten einer 2018 erhobenen Studie des Bundesamtes für Statistik<sup>1</sup> ersichtlich. Diese Studie analysiert den Sprachgebrauch und die Sprachkompetenzen auf dem Schweizer Arbeitsmarkt, wobei sie kategorisch unterschiedliche Branchen untersucht. Dabei ist auch interessant wie die Sprachregionen der Schweiz sich in ihrem Sprachgebrauch unterscheiden und in welchem Kontext verschiedene Sprachen verwendet werden. In der Studie wird vor allem der mündliche und schriftliche Sprachgebrauch diskutiert.

Die mündliche Kommunikation wird am Arbeitsplatz täglich verwendet, wo hingegen das Lesen und Schreiben von Sprachen nicht an jeder Arbeitsstelle täglich angewandt wird. Zudem werden, auch bei der Anwendung von mehreren Sprachen am Arbeitsplatz, diese über eine längere Zeitspanne betrachtet öfter gesprochen als gelesen oder geschrieben. Ohne die Anwendungsart zu berücksichtigen,

1 Bartels, Lina. Sprachen bei der Arbeit. Analyse von Daten aus der Erhebung zur Sprache, Religion und Kultur 2014. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik, 2018.

2 Ebd., S. 10–11.

3 Ebd., S. 10.

4 Ebd.

5 Andres, Markus, Korn, Kati, und Ruedi Niederer. Fremdsprachen in der Schweizer Arbeitswelt. Solothurn: Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz, 2005, hier S. 49.

6 Vgl. Roger Nickl, Weltsprache(n). Rede des Rektors gehalten am Dies academicus 2009 von Prof. Dr. Andreas Fischer. Zürich: Universitätsleitung der Universität Zürich, 2009.

zeigte die Studie, dass der Arbeitsbereich und der Bildungsabschluss einer Person eng mit deren Sprachgebrauch bei der Arbeit in Verbindung stehen. Personen mit einem tertiären Bildungsabschluss, die in der Wissenschaft oder im kaufmännischen Bereich arbeiten, verwenden am häufigsten mehrere Sprachen. Besonders wenn diese eine führende Position in einem grossen Unternehmen besetzen.<sup>2</sup> Ebenso sind Alter und Geschlecht einer Person signifikant für ihren Sprachgebrauch: «Je jünger desto mehrsprachiger, wäre die Verallgemeinerung des Ergebnisses der Analyse. Bei den jüngsten Personen (15–24 Jahre) ist die relative Mehrsprachigkeits-wahrscheinlichkeit doppelt so gross wie bei den 55- bis 64-Jährigen (Referenzkategorie, Odds Ratio = 1).»<sup>3</sup>

Im Bezug zur Geschlechterfrage zeigt sich, dass es vor allem junge Männer mit tertiärer Ausbildung sind, die regelmässig mehr als eine Sprache verwenden. Gleichzeitig stellte sich bei der Analyse heraus, dass Englisch in der Deutsch- und in der französischen Schweiz neben der Ortssprache am Arbeitsplatz am häufigsten angewendet wird. In der italienischsprachigen Schweiz nutzen Erwerbstätige Hochdeutsch häufiger als Englisch am Arbeitsplatz<sup>4</sup>: «Zum einen muss die italienischsprachige Schweiz befürchten, dass ihre Sprache gegenüber Englisch an Bedeutung verliert. Zum anderen sind die italienisch-sprachigen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer darauf angewiesen, die anderen Landessprachen und dabei vorzugsweise Deutsch zu lernen.»<sup>5</sup>

### **Englisch als Lingua franca**

Die englische Sprache funktioniert nicht nur als internationale Lingua franca der Unternehmen, sondern hat bereits den Status einer Weltsprache erreicht.<sup>6</sup> Englisch lernen gilt meist als eher einfach, da die englische Grammatik relativ überschaubar ist.<sup>7</sup> Gleichzeitig findet damit eine Standardisierung von Sprache am Arbeitsplatz statt. Klei-

nere Sprachen werden wegen ihrer Komplexität und ihrer seltenen Verwendung weniger gesprochen. Der ästhetische oder persönliche Anreiz eine Sprache zu erlernen rückt nach und nach in den Hintergrund. Vielmehr stellt man sich die Frage, mit wieviel Aufwand der Spracherwerb verbunden ist und welche Ziele mit der erworbenen Sprache erreicht werden können.<sup>8</sup> «Sehr deutlich lässt sich die Kommodifizierung von Sprache in den sogenannten „Sprachindustrien“ beobachten, wo Sprache nicht nur im Arbeitsprozess, sondern v.a. auch als Arbeitsprodukt von Bedeutung ist und vermarktet wird: in Tätigkeiten von Übersetzern, Sprachlehrern, Werbern etc. Mit der Globalisierung ist der Markt für Sprach- und Kommunikationsausbildungen stark gewachsen (Block & Cameron 2002).»<sup>9</sup>

### **Sprach- und Integrationsförderung**

In diesem Zusammenhang taucht die Frage auf, ob Erwerbstätige Unterstützung für den Spracherwerb seitens der Unternehmen erhalten sollen. In der Studie der Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz wird ersichtlich, dass mehr als die Hälfte der befragten Schweizer Betriebe keine Unterstützung in der Fremdsprachenweiterbildung anbieten.<sup>10</sup> Personen, die also minimale finanzielle Mittel zur Verfügung haben, sind im Erwerb ihrer Sprachfähigkeiten eingeschränkt. Diese Problematik weitet sich aus, wenn Migranten und Migrantinnen in die Diskussion einbezogen werden. Immigrerende, die nicht aus einem EU/EFTA-Staat stammen und in der Schweiz arbeiten möchten, haben höhere Auflagen zu erfüllen als EU/EFTA-Staatsangehörige. Erstere werden nur dann zugelassen, wenn sie gut qualifiziert sind. Führungskräfte, spezialisierte Arbeitskräfte und Personen mit Hochschul- oder Fachhochschulabschluss gehören in diese Kategorie.<sup>11</sup> «Bei einem mehrjährigen Aufenthalt werden zudem auch Integrationskriterien berücksichtigt: Die berufliche und soziale Anpassungsfähigkeit, die Sprachkenntnisse und das Alter sollen eine

nachhaltige Integration in den schweizerischen Arbeitsmarkt und das gesellschaftliche Umfeld erwarten lassen.»<sup>12</sup>

Möchte eine erwerbstätige Person die schweizerische Staatsbürgerschaft erlangen, werden auch hier Sprachkompetenzen gefordert.<sup>13</sup> Auf kantonaler Ebene gibt es verschiedene Sprachförderkonzepte, die beim Erwerb der Sprache Hilfestellungen leisten.<sup>14</sup> Dennoch werden viele, die den Erwerb der Staatsbürgerschaft anstreben von vornherein durch das zu leistende Sprachniveau abgeschreckt.<sup>15</sup> Irrführend ist auch, dass eine immigrierte Person beruflich und sozial gut integriert sein kann aber nicht unbedingt eine Staatsbürgerschaft besitzen muss.

Neben der rechtlichen Staatsbürgerschaft haben sich auch andere Ideen der gesellschaftlichen Teilhabe herausgebildet.<sup>16</sup> In den sozi-alwissenschaftlichen Fächern ist das Konzept einer «kulturellen Staatsbürgerschaft» bekannt. In Zeiten der Globalisierung und Multikulturalität scheint es wichtig, den Prozess der gesellschaftlichen

8 Vgl. Coray, Renata, und Alexandre Duchêne. Mehrsprachigkeit und Arbeitswelt. Freiburg: Institut für Mehrsprachigkeit, 2017.

9 Ebd., 24.

10 Vgl. Andres et al., Fremdsprachen.

11 Vgl. «Nicht-EU/EFTA-Angehörige», Staatssekretariat für Migration SEM, [https://www.sem.admin.ch/sem/de/home/themen/ar-beit/nicht-eu\\_efta-an gehoerige.html](https://www.sem.admin.ch/sem/de/home/themen/ar-beit/nicht-eu_efta-an gehoerige.html)

12 Ebd.

13 Vgl. Stevenson, Patrick. «Migration und Mehrsprachigkeit in Europa: Diskurse über Sprache und Integration». In Sprache und Integration, herausgegeben von Ludwig M. Eichinger, Albrecht Plewnia, und Melanie Steinle, 13–27. Studien zur deutschen Sprache 57. Tübingen: Günter Narr, 2011.

14 Vgl. «Sprachförderkonzepte», Stadt Zürich, <https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/stadtentwicklung/integrationsfoerderung/sprachfoerderung/sprachfoerderkonzepte.html>

15 Stevenson, Patrick. Migration und Mehrsprachigkeit.

16 Vgl. ebd.

und kulturellen Teilhabe zu diskutieren. Die Anthropologin Aihwa Ong liefert hierzu folgende Definition: «Cultural citizenship is a dual process of self-making and being-made within webs of power linked to the nation-state and civil society.»<sup>17</sup>

Die Zugehörigkeit zu einer Gesellschaft entstehe durch den Austausch zwischen Staat und Zivilgesellschaft und den darin lebenden Individuen und Kulturen.<sup>18</sup> Ihre Vorstellung der gesellschaftlichen Teilhabe lässt sich gut mit der Immigration und Einbürgerung von Personen in Verbindung bringen. Der Prozess um den Erhalt einer Arbeitsbewilligung oder der Staatsbürgerschaft geht immer mit den Qualifikationsansprüchen und Normen, die vom Staat und der Zivilgesellschaft initiiert werden, einher. Minderheiten sind gewissermaßen gezwungen von ihrer Kultur wie beispielsweise dem Ausüben der Muttersprache abzuweichen. Zu diesem Punkt äusserte sich Renato Rosaldo, der sich vorwiegend mit amerikanischen Phänomenen von «citizenship» befasste. Nach Rosaldo sei das Konzept der kulturellen Staatsbürgerschaft als Recht des «Anders-Seins» zu begreifen:<sup>19</sup> «Cultural citizenship refers to the right to be different (in terms of race, ethnicity, or native language) with respect to the norms of the dominant national community, without compromising one's right to belong, in the sense of participating in the nation-state's democratic process.»<sup>20</sup>

17 Ong, Aihwa. «Cultural Citizenship as Subject-Making: Immigrants Negotiate Racial and Cultural Boundaries in the United States.» *Current Anthropology* 37, Nr. 5 (1996): 737–762, hier S. 738.

18 Vgl. ebd.

19 Vgl. Rosaldo, Renato. «Cultural Citizenship in San Jose, California,» *POLAR: Political and Legal Anthropology Review* 17, Nr. 2 (1994): 57–60.

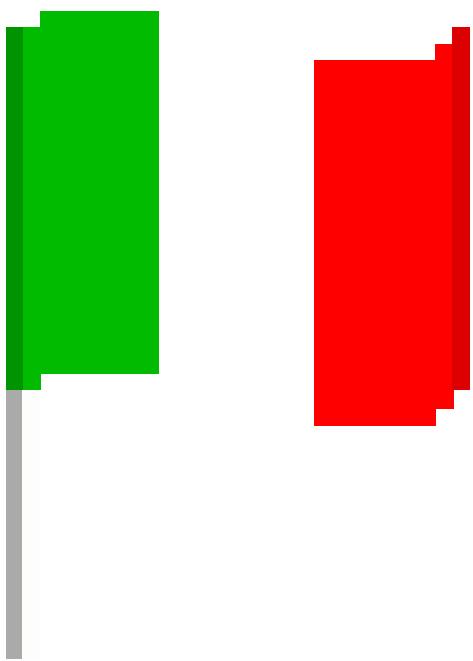
20 Ebd, S. 57.

21 Ebd.

Ong wie Rosaldo beschreiben beide den Nationalstaat und die Zivilgesellschaft als mächtige Instanzen im Falle der gesellschaftspolitischen Teilhabe. Die Forderung diese zu verbessern ist mit dem

Sprach- und Kompetenzerwerb verbunden. Sind gewisse Sprachfähigkeiten nicht vorhanden, können auch die gesetzlichen Hürden nicht genommen werden. Rosaldo's Kulturverständnis ist spannend, da er von einer dominanten nationalen Gemeinschaft und der ihr untergeordneten Gruppen ausgeht.<sup>21</sup> Im Gegensatz zu Rosaldo lässt Ong diesen Aspekt beiseite. Sie interessiert vielmehr die Handlungsfähigkeit der Subjekte (*self-making*), die sie als Teil des Konzepts sieht.

Genau diese Handlungsfähigkeit ist im Bezug zur Teilhabe am Arbeitsmarkt und der Gesellschaft stark eingeschränkt. Eine Person, die versucht sich im Arbeitsmarkt und dadurch auch in der Gesellschaft zu integrieren, hat vielerlei Hürden zu nehmen. Neben administrativen sind eben auch sprachliche Herausforderungen zu meistern. Das Beherrschien von mindestens einer Landessprache und gute Englischkenntnisse werden von vielen Unternehmen als Know-How vorausgesetzt, obwohl diesbezüglich selten Unterstützung angeboten wird.



# Integration von Italienisch Sprechenden am Arbeitsplatz in Zürich

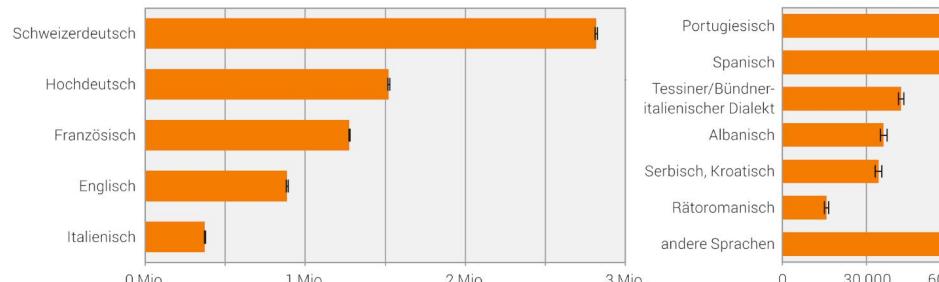
*Von Letizia Bianchi*

In der Schweiz gibt es die Besonderheit der Mehrsprachigkeit. Nicht alle Sprachen werden von der gleichen Anzahl von Menschen gesprochen: Statistiken zeigen eine Dominanz des Deutschen, insbesondere am Arbeitsplatz. Zur Förderung der sozialen Beziehungen bei der Arbeit und zur Sicherung eines guten Arbeitsplatzes ist es notwendig, gute Deutsch- und Schweizerdeutschkenntnisse zu haben. Anhand von Statistiken, Initiativen und einigen Interviews wird im Folgenden aufgezeigt, wie sich die Notwendigkeit von Deutschkenntnissen für die Arbeit in Zürich zeigt und wie sprachliche Unterschiede für italienische MuttersprachlerInnen ein Hindernis darstellen kann. Eine Beseitigung dieses sprachlichen Hindernisses würde es diesem Personenkreis erleichtern, eine Karriere in Zürich zu verfolgen. Darüber hinaus ist Mehrsprachigkeit aber auch etwas, das für sich einen Wert hat und zu bewahren gilt, um die kulturelle Vielfalt zu erhalten und einen interkulturellen Diskurs führen zu können. Eine bessere Vermittlung der schweizerisch-italienischen Kultur und ihrer Sprache auch im Kanton Zürich ist daher wünschenswert.

## Schweizerdeutsch

### Üblicherweise bei der Arbeit gesprochene Sprachen, 2016–2018

In Anzahl Sprecher



Vertrauensintervall (95%)

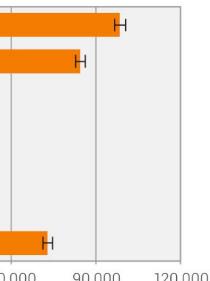
Ständige Wohnbevölkerung ab 15 Jahren. Die Befragten konnten mehrere Sprachen angeben.

Quelle: BFS – Strukturerhebung (SE)

### Welche Sprachen werden am Arbeitsplatz in Zürich gesprochen?

In den letzten Jahren hat sich Zürich unter dem Gesichtspunkt der Arbeit zu einer sehr attraktiven Stadt entwickelt. Es gibt einen Zu-strom von ArbeitnehmerInnen aus anderen Schweizer Kantonen und anderen Ländern gibt. Darunter sind auch immer mehr italienisch-sprachige Menschen, die in Zürich Arbeit suchen. Dabei werden sie jedoch oft durch Sprachunterschiede und unzureichende Deutschkenntnisse behindert.

Gemäss dem Bundesamt für Statistik der Stadt Zürich ist die am meisten gesprochene Sprache am Arbeitsplatz Schweizerdeutsch, das von drei Vierteln der Beschäftigten gesprochen wird.<sup>1</sup> Die anderen Landessprachen werden weniger häufig gesprochen: Von 100 Personen sprechen nur vier Italienisch. Die am Arbeitsplatz gesprochenen Sprachen unterscheiden sich zudem nach Berufsgruppen.



© BFS 2020

Eine Auswertung der Stadt Zürich zeigt, dass Italienisch eher in Handwerksberufen oder von Hilfsarbeitskräften gesprochen wird, während das in Führungspositionen oder in akademischen Berufen seltener der Fall ist.<sup>2</sup> Aus diesen Statistiken lässt sich ableiten, dass gute Deutschkenntnisse – sogar eher als die Fähigkeit, Schweizerdeutsch zu sprechen – notwendig sind, um die Chancen auf einen guten Arbeitsplatz in Zürich zu verbessern. Zwar ist es einleuchtend, dass ArbeitgeberInnen in Zürich von ihren MitarbeiterInnen gute

1 «Üblicherweise bei der Arbeit gesprochene Sprachen», Bundesamt für Statistik, <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/sprachen-religionen/sprachen.html>

2 Greiner, Christian. «Arbeitssprache. Working language. Langue de travail.», Stadt Zürich, Präsidialdepartement, [https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/statistik/publikationen-angebote/publikationen/webartikel/2012-09-12\\_Arbeitssprache-working-language-langue-de-travail.html](https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/statistik/publikationen-angebote/publikationen/webartikel/2012-09-12_Arbeitssprache-working-language-langue-de-travail.html)

Kenntnisse der lokalen Sprache verlangen. Gleichzeitig aber muss gefragt werden, wie die Arbeitsfähigkeiten von Mitarbeitenden unabhängig von ihren Sprachkenntnissen bewertet werden können.

### **GLRT Initiative: Nachweis der Sprachbarriere am Arbeitsplatz in der deutschsprachigen Schweiz**

Dass Sprachkenntnisse ein Problem bei der Arbeitssuche sind zeigt auch eine im Mai 2017 lancierte Initiative der Tessiner Jugendorganisation der FDP (Freisinnig-Demokratische Partei. Die Liberalen) namens *Giovani Liberali Radicali Ticinesi* (GLRT). Grundidee der Initiative war es, den Deutschunterricht an den Schulen der italienisch-sprachigen Schweiz zeitlich vorzuziehen. Ein Ziel des Antrags war es, jungen TessinerInnen mehr Erfolg in der Arbeitswelt zu ermöglichen, da gute Deutschkenntnisse in der Schweiz unerlässlich sind. Ein weiteres Ziel war die Verbesserung der sozialen Beziehungen durch die erste Landessprache und die Stärkung des nationalen Zusammenhalts. Italienisch und Mehrsprachigkeit generell sollten, so die GLRT, in der Schweiz stärker verbreitet werden.<sup>3</sup> Die Motion wurde vom Staatsrat nicht angenommen.

Auch im letzten Jahr wurde der Schulkommission des Parlaments ein Antrag der GLRT vorgelegt, der unter anderem vorschlägt, dass Deutsch bereits ab fünften Klasse unterrichtet wird und zweisprachige Kindergärten getestet werden sollen.<sup>4</sup> Auch dieser Antrag wurde nicht angenommen. Die einzige Änderung, die im August 2019 an

3 «Tedesco nelle scuole: volere è potere», Giovani Liberali Radicali, <https://www.glrt.ch/it/comunicati-stampa/2019-12-10-tedesco-nelle-scuole-volare-e-potere>

4 Ticino Online, «Tedesco in quinta elementare e asili bilingue», <https://www.tio.ch/ticino/politica/1350324/tedesco-in-quinta-elementare-e-asili-bilingue>

der Schulgesetzgebung vorgenommen wurde, betrifft die Rahmenbedingungen des Lehrens und Lernens in der Pflichtschule. Die Änderung besteht in einer Reduzierung der Anzahl der Schüler pro Klasse auf maximal 22 statt 25, um die Qualität des Lehrens und Lernens in den Deutsch-Workshops (zwei Stunden pro Woche) seit dem zweiten Jahr der Mittelstufe zu verbessern.<sup>5</sup> Die GLR hält diese Änderung für unzureichend, um die deutsche Sprache besser zu erlernen und bekräftigt, dass der Deutschunterricht zeitlich vorgezogen und intensiviert werden sollte.<sup>6</sup>

Die Tessiner FDP-Jugendlichen versuchen weiterhin, eine Lösung zu finden, um die Integration italienischsprachiger Menschen in die Arbeitswelt zu erleichtern. Dazu gehört auch, dass die italienische Kultur und die italienische Sprache selbst in Zürich stärker sichtbar werden.

### **Was denken die jungen italienischsprachigen ArbeitnehmerInnen in Zürich darüber?**

Um herauszufinden, wie sich dieses Problem im Kanton Zürich wirklich gestaltet, habe ich mit jungen italienischsprachigen ArbeitnehmerInnen in Zürich gesprochen. Die befragten Personen gehören zur Kategorie der Bürokräfte. Die häufigsten Sprachen in diesem Bereich sind – in absteigender Reihenfolge – Schweizerdeutsch, Deutsch und Englisch. In den Interviews ging es zunächst um die Schulbildung vor dem Eintritt in die Arbeitswelt zu berichten, da Bildung Grundlage für eine Karriere ist. Anschliessend wurde gefragt, ob die sprachlichen Unterschiede jemals ein Hindernis für das Lernen während des Studiums, für das Erreichen eines Berufes und für die soziale Integrati-

5 «Messaggio 7704», Repubblica a Cantone Ticino, [https://www4.ti.ch/user\\_librerie/php/GC/allegato.php?allid=131048](https://www4.ti.ch/user_librerie/php/GC/allegato.php?allid=131048)

6 Giorgio Doninelli, «Il tedesco va anticipato, non liquidato», <https://www.tio.ch/ticino/politica/1417364/giovani-radicali-liberali-laboratori-media>

on im Kanton Zürich gewesen seien. In der Abschlussphase wurden folgende Fragen gestellt:

«Glauben Sie, dass der Sprachunterschied einen negativen Einfluss auf die Karriere in Zürich haben kann? Wenn ja, glauben Sie, dass es notwendig wäre, den Deutschunterricht in den Grundschulen zu verbessern?»

«Glauben Sie, dass es notwendig wäre, Italienisch in Zürich stärker zu fördern, um den nationalen Zusammenhalt zu verbessern?»

Die Interviews zeigen, dass Deutschkenntnisse für eine Karriere in Zürich wie in der übrigen Schweiz notwendig zu sein scheinen, da Deutsch die am meisten gesprochene Sprache des Landes ist. Weil Zürich eine sehr internationale Stadt ist, werden jedoch trotzdem viele Arbeitsplätze angeboten, bei denen die Möglichkeit besteht, Englisch zu sprechen – die Sprache, die in den Statistiken des Kantons an dritter Stelle steht. Die Interviews wie auch die Statistiken der Stadt Zürich zeigen, dass Italienisch am Arbeitsplatz praktisch nicht gesprochen wird: Italienischsprachige SchweizerInnen sprechen hauptsächlich Deutsch oder Englisch am Arbeitsplatz.

In den Interviews gab es sowohl übereinstimmende als auch widersprüchliche Meinungen über die Schwierigkeiten, wegen Sprachunterschieden in Zürich eine Arbeitsstelle zu finden. Die Befragten hatten keine grossen Probleme, eine Arbeitsstelle in Zürich zu finden. Vor allem die gute Ausbildung an der Universität Zürich oder der ETH Zürich ermöglichte es ihnen, ihre Deutschkenntnisse während des Studiums zu festigen. Viele sagen jedoch, dass sie während ihres ersten Jahres an der Universität auf akademische und soziale Hindernisse trafen, die auf mangelnde Deutschkenntnisse zurückzuführen waren. Sie führen diese auch auf den unzureichenden Sprachunterricht während der Pflichtschulzeit zurück.

Obwohl viele der Befragten dank ihres Studiums in Zürich oder Sprachaufenthalten in deutschsprachigen Ländern gute Deutschkenntnisse auf Niveau C1 erworben hatten, gaben sie an, dass es für StudentInnen und ArbeitnehmerInnen aus dem italienischsprachigen Teil der Schweiz notwendig sei, Deutsch schon von Kindheit an zu festigen und nicht erst ab dem zweiten Studienjahr der Mittelschule. Gerade aus diesem Grund könnte eine Initiative wie die der FDP-Jugendlichen eine positive Wirkung auf diejenigen haben, die in Zürich sowohl in der Schule als auch im Beruf Karriere machen wollen, sodass die Sprache nicht mehr ein Hindernis für die Verwirklichung ihrer Ambitionen ist.

Einige der Befragten sind der Meinung, dass es auch interessant wäre, die italienische Sprache im deutschsprachigen Teil der Schweiz zu fördern. SchülerInnen aus dem italienischen Teil der Schweiz müssen während der Pflichtschule sowohl Deutsch als auch Französisch lernen. In der deutschsprachigen Schweiz sind SchülerInnen allerdings nicht verpflichtet, Italienisch zu lernen.

Zusammenfassend lässt sich damit sagen, dass sowohl die Förderung der italienischen Sprache in Zürich wie auch die Verbesserung des Lehrens und Lernens von Deutsch für die italienischsprachigen SchweizerInnen zu einem besseren nationalen Zusammenhalt beitragen und die Erreichung einer Karriere ohne sprachliche Hindernisse erleichtern können.

.



# Fachjargon

## Teilhabe an Wissenschaft

*Von Jérôme Holbein*

Ich mag mich noch redlich daran erinnern, wie ich mit meinen Schulkameraden im Biologieunterricht war und wir lernten, was DNS heisst. DNS steht für Desoxyribonukleinsäure und bezeichnet den Träger unserer Geninformationen. Unsere kleine Truppe von jugendlichen Klassenkameraden fand das Wort so faszinierend exotisch und kompliziert, dass wir uns versuchten damit zu übertrumpfen, das Silbenchaos möglichst fehlerfrei und möglichst schnell wiedergeben zu können. Was wir als Jugendliche noch als einen unterhaltsamen Zeitvertrieb empfanden, begegnete mir jedoch ein paar Jahre später in einem ganz anderen Licht. Ein Studienkollege im Studiengang der Populären Kulturen entgegnete mir eines Tages, auf meine Frage, was denn Neoliberalismus bedeute, dass man das wissen müsse, wenn man an der philosophischen Fakultät studiere.

Der Begriff war in einer Vorlesung vom Dozierenden gebraucht worden, ohne dass dieser ihn erklärt hätte. Er ging wohl, genauso wie mein Studienkollege, davon aus, dass der Begriff verständlich für jede und jeden sein sollte. Umgangssprachlich haben wir einen Begriff für all diese Wörter. Wir bezeichnen sie als Fachchinesisch. Wissenschaftlicher Jargon kann uns also genauso fremd sein, wie Chinesisch. Dies stellt die Wissenschaft vor eine spannende und anspruchsvolle Herausforderung, denn sie will ja eigentlich Informationen für eine breitere Öffentlichkeit zugänglich machen, oder behauptet das zumindest...

Oder, für wen soll Wissenschaft sein? Sowohl für die Allgemeinheit wie auch die Wissenschaft selbst ist es wünschenswert und ethisch, Wissenschaft für möglichst viele Personen zugänglich zu machen. Besserer Zugang bedeutet, dass eine grössere Allgemeinheit von Ergebnissen aus der Forschung profitieren kann. Eine vielfältigere Wissenschaft erlaubt mehr Perspektiven in der Forschung und verbessert sie dadurch.<sup>1</sup> Ausserdem ist das Erstellen und der Konsum von Wissen auch Teil einer Kultur und einer Kulturvermittlung. Wenn wir wollen, dass Bürger\*innen in einer Gesellschaft kulturell integriert sein können und an der Gesellschaft oder am Staat mitwirken können – eben sogenannte Cultural Citizens sein können – dann muss auch die Wissenschaft ihren Teil dazu beitragen.<sup>2</sup>

Betrachten wir beispielhaft und im Sinne dieser Veröffentlichung selbtkritisch die Universität Zürich (UZH). Als Wissenschaftsbetrieb, der sowohl Wissenschaft betreibt als auch vermittelt was Wissenschaft überhaupt ist, können wir uns auf die zwei zentralen Funktionen von Hochschulen, insbesondere auch der UZH fokussieren: den Lehrbetrieb und den Forschungsbetrieb.

### **Teilhabe am Forschen**

Traditionellerweise wird Forschung von ehemaligen Studierenden betrieben, welche sich über eine jahrelange Ausbildung im Studium Wissen und Diplome aneignen, um irgendwann in einem akademischen Forschungsbetrieb, wie zum Beispiel einem Labor oder einem Forschungsteam, mitarbeiten zu können. Diese Form des Forschens hat sich bis heute gehalten und bedeutet, dass nur ein sehr kleiner Teil der Gesellschaft tatsächlich Forschung betreibt und betreiben kann. Das Studium und der Studiumserfolg sind somit entscheidend für die Möglichkeit überhaupt erst Forschung betreiben zu können.

Erfreulicherweise gab es in den letzten Jahren immer mehr Bemühungen das Forschen für eine breitere Öffentlichkeit zugänglich zu

machen und nicht nur ehemalige und aktive Studierende miteinzubeziehen. Eine Art dies zu ermöglichen sind sogenannte «Citizen Science» oder «Open Science» Projekte, welche das ausdrückliche Ziel haben breitere Bevölkerungskreise ins Forschen miteinzubeziehen. Die UZH ist in mehreren solchen Projekten involviert, so zum Beispiel am Citizen Science Center Zurich,<sup>3</sup> oder am Projekt Schweiz forscht.<sup>4</sup>

### Teilhabe an Forschungsergebnissen

Die Präsentation von Forschungsergebnissen lassen sich in zwei Kategorien aufteilen. Zunächst gibt es speziell zu diesem Zweck organisierte Veranstaltungen, wie beispielsweise Museumsausstellungen, öffentliche Lesungen, Filme oder andere Formen die Erkenntnisse der Forschung auf eine einfache und übersichtliche Art zu vermitteln. Diese Art, Menschen aus einer breiteren Öffentlichkeit an den Forschungsergebnissen teilhaben zu lassen, ist der seltenere und aussergewöhnlichere Fall. Häufig mündet die Forschung stattdessen in einer Veröffentlichung eines wissenschaftlichen Textes, typischerweise in einem wissenschaftlichen Magazin, oder in einem quasi-öffentlichen digitalen Text, der hinter einer Pay-Wall abgelegt wird. Dies kann selbst bei «Citizen Science» Projekten der Fall sein, auch wenn bei diesen die Veröffentlichungen oft frei zugänglich sind.<sup>5</sup>

1 Vgl. AlShebli, Bedoor K., Talal Rahwan, und Wei Lee Woon. «Ethnic Diversity Increases Scientific Impact». *Nature Communications* 9, Nr. 1 (Dezember 2018): 5163. <https://doi.org/10.1038/s41467-018-07634-8>.

2 Vgl. Ong, Aihwa. «Cultural Citizenship as Subject-Making: Immigrants Negotiate Racial and Cultural Boundaries in the United States.» *Current Anthropology* 37, Nr. 5 (1996): 737–762, hier S. 738.

3 Vgl. «Über das Citizen Science Center Zürich», Citizen Science Center Zurich, <https://citizenscience.ch/de/about/mission>

4 Vgl. «Mitgliedsorganisationen des Citizen Science Netzwerkes Schweiz», <https://www.schweiz-forscht.ch/de/netzwerk/mitgliedsorganisationen>

5 Vgl. «Citizen Science Projekt Kriterien», Citizen Science Center Zurich, <https://citizenscience.ch/de/start/checklist>

Damit stellt sich natürlich die Frage, an wen sich diese wissenschaftlichen Texte überhaupt richten. Dies wurde eindrücklich von Suleski und Ibaraki für den englischsprachigen Raum beantwortet, indem sie sich die Frage stellten, wie viele wissenschaftliche Magazine überhaupt die Öffentlichkeit erreichen. Die Antwort ist niederschmetternd. Gerade mal 0.013% aller wissenschaftlichen Beiträge fanden den Weg zu Berichterstattungen in Medien und davon ist auch noch ein sehr grosser Anteil (92.4%) auf gesundheitliche Themen fokussiert.<sup>6</sup> Das heisst, dass der allergrösste Anteil an Leser\*innen von wissenschaftlichen Veröffentlichungen tatsächlich selbst Forschende und Studierende sind.

### Teilhabe am Studium

Wenn als Teil eines Studiums das Lesen von gewissen wissenschaftlichen Texten verlangt wird, um ein Fach oder ein Studium überhaupt bestehen zu können, dann bestimmen diese Texte selbst über das Bestehen des Studiums und damit auch über den Zugang zur Wissenschaft mit. Die UZH ist sich dessen bewusst und hat dann auch den Anspruch: «Der Zugang zur universitären Bildung ist offen für alle Personen mit den erforderlichen Qualifikationen. Die UZH sorgt für die Förderung von Begabten auf allen Stufen.»<sup>7</sup> In der Realität umfassen diese «erforderlichen Qualifikationen» jedoch nicht nur bürokratische Voraussetzungen, wie eine Schweizer Matura, sondern auch sprachliche Fähigkeiten, um die erforderlichen wissenschaftlichen Texte verstehen zu können, oder sich die wissenschaftliche Sprache selbst auch aneignen zu können. Die Zulassungsbedin-

6 Vgl. Suleski, Julie, und Motomu Ibaraki. «Scientists Are Talking, but Mostly to Each Other: A Quantitative Analysis of Research Represented in Mass Media». *Public Understanding of Science* 19, Nr. 1 (Januar 2010): 115–25. <https://doi.org/10.1177/0963662508096776>.

7 «Leitbild der Universität Zürich», Universität Zürich, <https://www.uzh.ch/cmssl/de/about/basics/mission.html>

gungen für einen Bachelor an der Philosophischen Fakultät der UZH verlangen ein Deutsch-Sprachniveau der Stufe C1,<sup>8</sup> wobei dies ein Leseverständnis verlangt, dass folgendermassen beschrieben wird: «Ich kann lange, komplexe Sachtexte und literarische Texte verstehen und Stilunterschiede wahrnehmen. Ich kann Fachartikel und längere technische Anleitungen verstehen, auch wenn sie nicht in meinem Fachgebiet liegen».<sup>9</sup> Die Hürde zur Wissenschaft, die mit dieser verlangten Sprachfähigkeit aufgebaut wird, ist enorm und eine ethische Wissenschaft sollte denn auch versuchen diese wenn möglich zu verkleinern. Wenn man schon eine exzellente Verwendung der Sprache verlangt, um Leute am Studium teilnehmen zu lassen, würde man erwarten, dass die Texte, welche in diesem Studium von den Studierenden gelesen werden müssen, mit diesem Sprachniveau auch verständlich sind.

Dem ist leider oft nicht so. In meinem eigenen Studium ist mir beispielsweise folgender Satz, als Teil einer Pflichtlektüre in einem Pflichtmodul begegnet: «Wobei, wenn in volkskundlicher Rezeption – weniger in Frankfurt als in Tübingen – von Anbeginn an die historische Konstituierung des Alltags als intersubjektive Konstruktionsleistung betont worden ist, ihm im Koordinatenspiel der Kategorien doch ein in der Tendenz stabiles Moment zugeschrieben wurde: als

8 «Europäischer Referenzrahmen für Sprachniveaus», Europäische Union und Europarat, 2004-2013, <https://europass.cedefop.europa.eu/sites/default/files/cefr-de.pdf>

9 Vgl. «Bewerbung und Zulassung: Sprachliche Anforderungen», Universität Zürich, <https://www.uzh.ch/cmssl/de/studies/application/language-requirements.html>

10 Tschofen, Bernhard. „Vom Alltag: Schicksale des Selbstverständlichen in der Europäischen Ethnologie“. In Alltagskulturen. Forschungen und Dokumentationen zu österreichischen Alltagen seit 1945. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 2004 in Sankt Pölten, herausgegeben von Olaf Bockhorn, Margot Schindler, und Christian Stadelmann, 91–102. Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde 19. Wien: Verein für Volkskunde, 2006.

durch natürliche und biografische Abläufe regulierte Welt der Selbstverständlichkeiten».<sup>10</sup> Dass diese Verwendung von Sprache sogar für Muttersprachler nur sehr schwer zugänglich ist, ist wohl offensichtlich.

### Die Sprache der Wissenschaft

Obwohl sich viele wissenschaftliche Texte mit Integration, Sprache und Cultural Citizenship befassen, sind leider ironischerweise auch viele dieser Texte in höchstmühsam verständlichem wissenschaftlichem Jargon geschrieben. Dies ist nicht nur ironisch, sondern auch schlichtweg schade, denn wie Stevenson korrekt in seinem Beitrag über Mehrsprachigkeit in Europa bemerkt: «In Bezug auf ihr formales sowie Ausdrucks- und Kommunikationspotenzial gibt es keine Grenzen für Sprachen, ausser jenen, die ihnen auferlegt werden».<sup>11</sup> Dies gilt auch für den Wissenschaftsjargon, die Sprache der Wissenschaft. Er ist immer das Ergebnis einer Sprachpolitik, beziehungsweise einer Sprachideologie.

Sharon und Baram-Tsabari haben die Gründe zusammengefasst, warum Wissenschaftler keine simple Sprache und stattdessen Jargon verwenden:

- Fehlende Anreize: Die sozialen Normen rund um die Wissenschaftler verlangen den Einsatz von Jargon. Beispielsweise weil nach wie vor die falsche Vorstellung herrscht, dass Jargon genauer sei oder weil der Kontakt mit der Öffentlichkeit verpönt ist.
- Fehlende Fähigkeiten: Wissenschaftler verfügen nicht über die notwendigen Fähigkeiten, um Begriffe aus wissenschaftlichem Jargon in Alltagssprache erklären zu können.
- Psychologische Effekte: Wenn die Perspektive Anderer beurteilt wird, so wird oft überschätzt, was diese Person weiß, wenn man selbst grosses Wissen vom entsprechenden Thema besitzt.

Die einleuchtende Schlussfolgerung der beiden Forscher ist, dass wirkungsvolle Strategien, um die eben genannten Effekte zu umgehen, Teil einer Ausbildung von Wissenschaftsvermittlung – wie dem Lehren von Studierenden oder dem Schreiben von wissenschaftlichen Texten – sein sollten.<sup>12</sup>

Sprache, Kultur und gesellschaftliche Teilhabe sind unmittelbar miteinander verknüpft. Die Wissenschaft soll auch selbtkritisch genug sein, um ihre eigene Sprache zu überdenken und so zu gestalten, dass sie ihrem Selbstzweck und dem Zweck der Allgemeinheit möglichst dienlich ist. Obwohl sie mehrere Wege kennt, um Wissen in die Öffentlichkeit zu tragen und auch neue Wege gefunden hat betrieben zu werden, hängt sie weiterhin stark am Jargon, am Fachchinesisch, fest. Dabei sind sowohl die Gründe für dieses Festhalten, als auch die dabei entstehenden Effekte, durch wissenschaftliche Forschung mittlerweile bekannt.

11 Stevenson, Patrick. «Migration und Mehrsprachigkeit in Europa: Diskurse über Sprache und Integration». In Sprache und Integration, herausgegeben von Ludwig M. Eichinger, Albrecht Plewnia, und Melanie Steinle, 13–27. Studien zur deutschen Sprache 57. Tübingen: Günter Narr, 2011, hier S. 26.

12 Vgl. Sharon, Aviv J., und Ayelet Baram-Tsabari. «Measuring Mumbo Jumbo: A Preliminary Quantification of the Use of Jargon in Science Communication». Public Understanding of Science 23, Nr. 5 (Juli 2014): 528–46. <https://doi.org/10.1177/0963662512469916>.

# Sprache und sozialer Status in der Schweiz

*Von Laura Montoya und Joyce Tjon-A-Meeuw*

Die Schweiz ist reich an kultureller Diversität. Paradoixerweise ist es dennoch nicht immer einfach sich als Immigrant in der Schweizer Gesellschaft akzeptiert zu fühlen. Das gleiche gilt sogar für Menschen welche sogenannte second or third Generation Immigranten sind, das heisst, selber in der Schweiz geboren und aufgewachsen sind. Dieses Phänomen stösst in vielen anderen Ländern auf Unverständnis. Die Schweiz ist bekannt für einen sehr schwierigen Einbürgerungsprozess. Aber nicht nur die Bürokratie legt den Immigranten Hindernisse in den Weg, sondern auch die kulturelle Zugehörigkeit spielt dabei eine wichtige Rolle. Ein Hauptbestandteil davon, neben verbundenen Traditionen und Werten, ist eine gemeinsame Sprache. Ein gebrochenes Deutsch oder unkorrekter Gebrauch des Schweizerdeutschen führen nicht nur zur Frage nach der echten Herkunft des Sprechers, «Nei, ich mein vo wo chunsch du würklich?», sondern können auch zur Klassifizierung einer Person führen. Denn mit einem bestimmten Sprachgebrauch werden oft auch Stereotypen in Verbindung gebracht, welche meist auf Vorurteilen basieren, und davon wird eine gewisse Position in Bezug auf den sozialen Status der Person abgeleitet. Sprache kann daher zu einem kraftvollen Instrument gesellschaftlicher Akzeptanz oder Ausgrenzung werden. Um dieses Phänomen, zu erklären, werden wir die theoretischen Argumente, welche unter anderem auf der Habitus-theorie von Bourdieu (2006) sowie auf der Differenz-Hypothese von Adaktylos (2007) basieren, durch zwei Kurzinterviews auf einer individuellen Ebenen beleuchten.

Die Literatur vertritt einen klaren Standpunkt zum Thema Sprache und Cultural Citizenship. Verschiedene Sprachen oder Sprachvarietäten haben keinen intrinsischen Wert.<sup>1</sup> Ob eine Varietät soziales Stigma oder Ansehen erhält, ist das Resultat der sozialen Konnotationen, welche damit verbunden sind.<sup>2</sup> Der Sprachgebrauch wird somit zum Auslöser für bestimmte Haltungen gegenüber Sprachgemeinschaften, welche meist auf Vorurteilen und Stereotypen basieren.<sup>3</sup> Somit benutzen Menschen Sprachkompetenz als Klassifikationsinstrument für Zugehörigkeit und als Messband für sozialen Status.<sup>4</sup>

Die Literatur zum Thema Sprache, sozialer Status und Zugehörigkeit ist vielfältig aber sie zeichnet ein ziemlich klares Bild davon, wie die drei Aspekte zusammenspielen. Nun möchten wir das Thema aber auf einer individuellen Ebene beleuchten. Wie erfahren Menschen im Alltag ihre eigene Cultural Citizenship? Und welche Faktoren beeinflussen ihr Zugehörigkeitsgefühl?

Leon, 66-jährig, von Beruf Arzt und aufgewachsen in Südamerika, fühlt sich voll und ganz von der Schweizer Gesellschaft akzeptiert. Und das bereits von Anfang an, als er mit 27 zum ersten Mal nach Zürich kam, ganz ohne deutsche Sprachkenntnis. Während Bourdieu die Sprache als Ausdruck der Zugehörigkeit oder als Ausdruck der Distanz sieht,<sup>5</sup> findet Leon, dass Sprache keinen Einfluss auf seine

1 Droste, Heiko. «Habitus und Sprache: Kritische Anmerkungen zu Pierre Bourdieu». Zeitschrift für Historische Forschung 28, Nr. 1 (2001): 95–120.

2 Adaktylos, Anna-Maria. «Sprache und sozialer Status». In Keine Chance für Lisa Simpson? Soziale Ungleichheit im Bildungssystem, herausgegeben von Ingolf Erler, 48–55. Wien: Mandelbaum, 2007.

3 Edwards, John. «Refining Our Understanding of Language Attitudes». Journal of Language and Social Psychology 18, Nr. 1 (März 1999): 101–10.

4 Paulus, Markus, und Daniela Rodarius. «Sprache als strukturelles Element». In Wie kommen Analphabeten zu Wort? Analysen und Perspektiven, herausgegeben von BVAG, 52–72. Münster: Waxmann, 2009.

5 Droste, Habitus und Sprache.

6 Leon, persönliche Kommunikation, 9. Dezember, 2019.

7 Edwards, Language Attitudes.

Cultural Citizenship hat: «Die Situation hier in der Schweiz ist aufgrund ihrer Multilingualität besonders. Es wird ja zum Beispiel nicht geurteilt über einen Schweizer, der aus der französischsprachigen Schweiz kommt und nur gebrochen Deutsch spricht.»<sup>6</sup> Für Leon ist klar, dass diese Toleranz auch für Menschen mit anderem sprachlichen Hintergrund gilt, und dass die meisten Schweizer seine Meinung teilen.

Eine andere Erfahrung mit Sprachgebrauch und Zugehörigkeit hat er hingegen in seiner früheren Heimat gemacht. Dort wird das schlechte Beherrschen der Hochsprache als Marker für die Zugehörigkeit einer niedrigen sozialen Schicht gesehen. Für ihn ist eindeutig, wer die Hochsprache nicht spricht, war gar nicht oder nur kurz in der Schule. Diese unterschiedlichen Erfahrungen und Ansichten werfen einige interessante Fragen auf. Ist die Situation in der Schweiz wirklich so anders? Hat das Sprachniveau auf Grund der Mehrsprachigkeit an Bedeutung verloren? Oder hat Leon einfach ein besseres Verständnis für das soziale Konstrukt und die soziale Ordnung in dem Land, in dem er aufgewachsen ist?

«Sozialer Status ist wichtig in meinem Leben – denn ich glaube, dass alle Menschen darauf achten.» In diesem Punkt ist Leon einverstanden mit Edwards (1999) der sagt, dass alle unsere sozialen Interaktionen und Beziehungen auf der Perception beruht und das Menschen daraus auf den sozialen Status ihres Gegenübers schliessen. Während für Edwards (1999) der Auslöser für diese Perception eine Sprachvarietät ist,<sup>7</sup> sind für Leon das Auftreten, die Kleidung und das Benehmen eher die wichtigen Marker für sozialen Status. Obwohl, wie er eingestehst, auch diese Einschätzungen meist auf Stereotypen beruhen. Die Sprache sieht er nur in Bezug auf den übermässigen Gebrauch von Schimpfwörtern als Marker, das Sprachniveau des Sprechers in Bezug auf Grammatik oder Akzent ist für ihn aber nicht relevant. «Weil jemand die Sprache nicht perfekt beherrscht, sagt das noch nichts über seinen sozialen Status aus.»

Für Leon ist die Sprache ein Instrument der Verständigung, nicht mehr und nicht weniger. Er benutzt für die Kommunikation immer die Sprache, welche sein Gegenüber am besten versteht und beharrt nicht darauf eine bestimmte Sprache zu sprechen. Für Leon hat Sprache nicht viel mit Identität zu tun. «Die Mehrsprachigkeit hat keinen Einfluss auf meine Identität. Ich spreche doch auch Englisch und fühle mich nicht als Engländer, Amerikaner oder Nigerianer.» Leon, der in einem mehrsprachigen Land aufgewachsen ist und vier Sprachen spricht, schreibt der Sprache keinen Einfluss auf seine Cultural Citizenship zu.

Nadia, eine 26-Jährige Frau, die im Gegensatz zu Leon in der Schweiz aufgewachsen ist, hat italienische Wurzeln. Sie ist mehrsprachig aufgewachsen und schätzt das Niveau ihres Deutschen und Schweizerdeutschen als perfekt ein. Trotzdem fühlt sie sich als Schweizerin nicht ganz akzeptiert. Nadia sagt: «Ich denke, dass die Schweiz es einem nicht sehr einfach macht, sich Schweizerisch zu fühlen, wenn man Migrationshintergrund hat. Denn man wird sehr oft automatisch als Ausländer angesehen, wenn man einen ausländischen Nachnamen hat und eine Familie mit Migrationshintergrund. Es passiert eigentlich selten, dass Menschen mich als Schweizerin benennen (...) kulturell bin ich schon Schweizerin und ich bin in diesem System aufgewachsen, aber emotional menschlich gesehen fühle ich mich hin und hergerissen zwischen den Ländern.»<sup>8</sup>

Nadia schätzt es, wenn eine Person gut Schweizerdeutsch spricht und gibt sich extra Mühe, die Sprache und den Dialekt besonders gut zu sprechen, um von der Gesellschaft besser akzeptiert zu werden. Ihre Motivation erklärt sie wie folgt: «Ich denke, das ist das Ausländerkind in mir, dass das Bedürfnis verspürt zu beweisen, dass ich ein gutes Ausländerkind bin». Paulus & Rodarius (2009) führen aus, dass die Sprache Unterschiede zwischen Menschen deutlich macht

8 Nadia, persönliche Kommunikation, 9. Dezember, 2019.

und zeigt, wer zu welcher Gruppe gehört beziehungsweise nicht gehört, wobei die Sprachkompetenz selbst ein wichtiger Prädiktor der Ausgrenzung durch Sprache ist.<sup>9</sup> Dass Nadia sich grosse Mühe gibt, korrekt Deutsch und Schweizerdeutsch zu sprechen, zeigt den Drang den sie verspürt um sich integrierter zu fühlen und nicht als Ausländerin betrachtet zu werden.

Aus der anderen Perspektive, fragen wir Nadia, welche Meinung sie hat in Bezug auf die Sprache gegenüber anderen Ausländern oder Schweizer\*innen mit Migrationshintergrund. Die Sprache scheint für Nadia eine wichtige Rolle für die Integration zu spielen. Sie meint: «Ich gebe jeder Person, die Chance mich zu überraschen, aber wenn es Personen sind, die schon Jahrzehnte, sagen wir fünfzig Jahre in der Schweiz sind und kein Deutsch gelernt haben, dafür habe ich nicht so viel Verständnis. Weil ich glaube, die Sprache ist ein Teil der Integration und man sollte es zumindest versuchen.»

Für Paulus & Rodarius (2009) drückt die Sprache die soziale Zugehörigkeit zu verschiedenen Gruppen innerhalb einer Gesellschaft aus. Die Sprache hat eine Identitätsschaffende Funktion aber auch die Funktion eines sozialen Markers für die Kommunizierenden.<sup>10</sup> Nadia verbindet den Begriff des sozialen Status nicht mit Geld, sondern mit Bewunderung: «Für mich bedeutet sozialer Status ein guter Mensch zu sein, der von seinen Mitmenschen geliebt wird.» Obwohl für Nadia die korrekte Verwendung einer Sprache bedeutend ist für das Zugehörigkeitsgefühl, schliesst sie damit nicht auf den sozialen Status einer anderen Person.

Die beiden Kurzinterviews beleuchten die persönlichen Erfahrungen und Ansichten zweier sehr unterschiedlicher Personen. Die Antworten der Befragten sind erstaunlich, in der Hinsicht, dass wir erwartet hätten, dass die Antworten genau umgekehrt sind. Obwohl Leon als

9 Paulus und Rodarius, Sprache als strukturelles Element, 55.

10 Ebd.

erwachsener Mann in die Schweiz eingewandert ist, und kein perfektes Deutsch oder Schweizerdeutsch spricht, scheint er sich voll und ganz von der Gesellschaft akzeptiert zu fühlen und spricht dem Sprachniveau keine grosse Wichtigkeit zu, weder als Symbol für sozialen Status noch als ausschlaggebend für die Zugehörigkeit. Nadia im Gegenteil fühlt sich, weder als richtige Italienerin noch als volle Schweizerin und verspürt in ihrem Alltag den Druck sich zu beweisen. Und das obwohl sie ihr ganzes Leben lang in der Schweiz zuhause war und die Sprache perfekt beherrscht.

Eine mögliche Erklärung dafür könnte sich im Faktor der unterschiedlichen sozioökonomischen Hintergründe finden lassen. Während Leon studiert hat und als Arzt tätig ist, hat Nadia eine Lehre absolviert. Wenn man dies durch die Habitustheorie und Kapitalbegriff Bourdieus<sup>11</sup> betrachtet, hat Leon vermutlich alleine aufgrund seines Berufes mehr Kapital und sozialen Status als Nadia. Daher tritt vielleicht die Sprache als Indikator für sozialen Status in Leons Fall eher in den Hintergrund, während sie für Nadia ein wichtiges Instrument bleibt.

Unabhängig von den persönlichen Ansichten der Menschen, ist und bleibt das Zusammenspiel von Sprache, sozialem Status und Cultural Citizenship ein Thema, das den Alltag vieler Menschen beeinflusst.

11 Bourdieu, Pierre. «Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital,» in Soziale Ungleichheiten, herausgegeben von Reinhard Kreckel, 183–198. Göttingen: Schwartz, 1983. Die Habitustheorie und Kapitalbegriffs Bourdieus beziehen sich auf der sozial ungleichen Strukturen der Gesellschaft und berücksichtigen Faktoren wie der Bildungsgang, die Herkunfts-familie, der Kulturbetrieb oder die Wirtschaftsordnung einer Person, was im Habitus eines Individuum wirken könnte (die Verwendung der Sprache, der Geschmack, etc).



# Sprache und Zugehörigkeit



# Das Zugehörigkeitsgefühl von Jugendlichen der Zweit- und Drittgeneration

*Von Eva Cabañas Pinto, Luisa Maria Ricci und Nicole Müller*

Wir interessieren uns für die Relevanz der Sprache im Hinblick auf das Zugehörigkeitsgefühl von Zweit- und Drittgenerations-Kindern. Jenes Zugehörigkeitsgefühl lässt sich in einen Kontext der Selbstidentifikation einordnen, welcher in der heutigen Globalisierung eine neue Herausforderung mit sich bringt. Nicht nur bei Zweit-, sondern auch bei Drittgenerations-Kindern ist ein solcher Identitätskampf bekannt. Aus diesem Grund gehen wir auf zwei Gruppen von Jugendlichen ein: Zum einen auf solche, deren Eltern nicht aus dem Land stammen, in welchem die Familie aktuell lebt. Zum anderen auf solche, deren Eltern zwar darin geboren sind, jedoch noch immer über den kulturellen Hintergrund und Habitus des Herkunfts- und Ursprunglandes verfügen. Im Fokus stehen demnach die Kinder der Zweit- oder Drittgeneration. Neben anderen Einflussfaktoren wollen wir die Wichtigkeit der Sprache in den Fokus bringen, da wir denken, dass diese ein aussagekräftiger Faktor ist. Wir möchten dabei gleichermassen auf das Zugehörigkeitsgefühl zum jeweiligen Heimat- sowie zum (elterlichen) Herkunftsland eingehen. Im Weiteren wollen wir die verschiedenen Umfelder beleuchten, in denen Jugendliche sich von Zweisprachigkeit Gebrauch machen. Dabei handelt es sich einerseits um ein familiäres und andererseits um ein nicht-familiäres Umfeld. Zu beleuchten sind auch familienbezogene Faktoren, die eine Rolle im Bestehen der Herkunftssprache spielen.

Die Sprache unterscheidet den Menschen vom Tier; sie wird als «Möglichkeit des Menschen sich auszudrücken»<sup>1</sup> definiert; die Sprachfähigkeit öffnet jedoch mehr Türen, als blos die des Sich-Ausdrückens. Sprache kann in Form von Poesie einen künstlerischen Ausdruck darstellen, sie kann trösten, erfreuen oder Menschen verbinden. Auch kann sie dazu beitragen, dass sich Menschen zugehörig fühlen.

Folglich etablieren sich die Sprachfähigkeit als Teil der entscheidenden Faktoren, wenn es darum geht, sich als Fremdsprachler\_in in einem anderssprachigen Land zurechtzufinden. Wenn man sich anhand des Beispiels einer Flüchtlingsfamilie in der Schweiz orientiert, kristallisiert sich das Erlernen einer Landessprache als eine der Prioritäten des Bundes heraus:

«Die Integration setzt sowohl den entsprechenden Willen der Ausländerinnen und Ausländer als auch die Offenheit der schweizerischen Bevölkerung voraus. Schliesslich ist es erforderlich, dass sich Ausländerinnen und Ausländer mit den gesellschaftlichen Verhältnissen und Lebensbedingungen in der Schweiz auseinandersetzen und insbesondere eine Landessprache erlernen.»<sup>2</sup>

1 <Sprache> Duden, Abruf 9. Januar 2020, <https://www.duden.de/node/170803/revision/170839>.

2 <Integration>, Staatssekretariat für Migration (SEM), Abruf 17. Januar 2020, <https://www.sem.admin.ch/sem/de/home/themen/integration.html>.

3 Vgl. <mitten unter uns>, Schweizerisches Rotes Kreuz (SRK), Abruf 17. Januar 2020, <https://www.srk-zuerich.ch/fremdsprachige-kinder-als-gast-aufnehmen>.

4 Vgl. <Was wir tun>, Caritas Zürich, Abruf 17. Januar 2020, <https://www.caritas-zuerich.ch/was-wir-tun>.

5 Vgl. Deborah Onnis, «Sind sie noch Italiener oder schon Schweizer? Was von der Italianità bleibt», Solothurner Zeitung, 11.02.2017, <https://www.aargauerzeitung.ch/schweiz/sind-sie-noch-italiener-oder-schon-schweizer-was-von-der-italianit-bleibt-130964623>.

Es gibt unzählige (Hilfs-)Projekte, welche zielgruppenorientiert Integrationsförderung tätigen. Beispielsweise hat das Schweizerische Rote Kreuz ein Projekt namens ‹mitten unter uns›,<sup>3</sup> welches nach Familien sucht, die sich für die sprachliche Integration von fremdsprachigen Kindern mittels eines spielerischen Zugangs einsetzen wollen. Auch älteren Generationen wird tatkräftig unter die Arme gegriffen. Es gibt Projekte der Caritas, welche sich um Wohnungen kümmern oder Eltern beim Einschulungsprozess ihrer Kinder zur Seite stehen.<sup>4</sup>

Die Wurzeln der jeweiligen Person spielen eine entscheidende Rolle dabei, wie einfach oder schwer das Sich-Angewöhnen einer neuen Kultur verläuft. Dabei bestehen durchaus Unterschiede zwischen der Erst- und Zweit- oder Drittgenerations-Angehörigen. Diese beginnen oft bei der Sprache, die im elterlichen Hause gesprochen wird. Gegeben ist, dass es je nach Haushalt und erzieherischen Grundprinzipien der Eltern grosse Differenzen in der Praktik der jeweiligen HerkunftsSprache geben kann. Es gibt Haushalte, in welchen die Kinder die elterliche Herkunftssprache perfekt beherrschen und sprechen. In anderen spricht nur der elterliche Teil in der Herkunftssprache, deren Abkömmlinge antworten jedoch in der Heimatsprache, welche alle Anwesenden verstehen. In der dritten Generation einer Migrationsfamilie tritt oft das Phänomen auf, dass die Herkunftssprache gar nicht mehr beherrscht wird. Dies sieht man beispielsweise an «Secondos» und «Terzos» in der Schweiz, bei welchen die italienische Sprachkompetenz nachweisbar einen Wandel aufzeigt.<sup>5</sup>

Kinder mit Migrationshintergrund sollen schnellstmöglich Teil des lokalen Schulwesens werden. In der Schule sind sie, anders als zu Hause, der jeweiligen Unterrichts- und örtlichen Umgangssprache ausgesetzt. Dementsprechend kommen Kinder im schulischen Umfeld schnell mit der Landessprache und den gesellschaftlichen Normen in Kontakt. Die Heimatsprache hat in der Schule oft wenig bis keinen Platz, wodurch die Trennung von Zuhause und Schule für die

Kinder verstkt wird. Gerade im jugendlichen Alter spielt auch der Prozess der Individuation eine grosse Rolle. Doch durch die verschiedenen Lebensfelder ergibt sich ein innerer «Clinch» bezüglich der Zugehigkeit zum Herkunfts- und dem aktuellen Heimatland. Aufgrund eben dieser Faktoren ergibt sich die These: Die Sprache ist der stärkste Faktor für das Zugehigkeitsgehl Zweit- und Drittgenerations-Jugendlichen im Heimatland.

### **Einordnung der Begriffe**

Mit Herkunftsland werden jeweils die Lder gemeint, aus denen die Familien der Zweit- oder Drittgenerations-Kinder stammen. Dies bedeutet, dass die Kinder in einem bestimmten Land geboren sind, die Eltern oder auch Grosseltern aber aus einem anderen Land stammen und dort aufgewachsen sind. Das Heimatland hingegen wird hier als das Land verstanden, in dem die entsprechende Person lebt. Ein in der Schweiz lebender Jugendlicher, dessen Eltern aus Italien stammen und dort aufgewachsen sind, hätte laut dieser Definition also Italien als Herkunftsland und die Schweiz als Heimatland. Bezogen auf die Sprachen wird jene, welche im Heimatland gesprochen wird, als Lokalsprache bezeichnet. Die Sprache, welche von den Eltern mitgegeben wird, ist die Herkunftssprache. Auch das schweizerische Bundesamt für Statistik (BFS) definiert Personen der zweiten Generation als solche, bei denen mindestens ein Elternteil im Ausland geboren ist. Laut den Daten des BFS von 2018 gehörten ganze 7.3 Prozent der Schweizer Bevkerung zur zweiten oder dritten Generation. Die Thematik der Zugehigkeit betrifft über 521'000 Einwohner und Einwohnerinnen der Schweiz. Diese Zahlen beziehen sich auf Personen, die mindestens 15 Jahre alt sind. Zu beobachten ist eine ganz klar zunehmende Tendenz dieser Daten.<sup>6</sup>

Um die Selbstidentifikation zu erklären übernehmen wir die Dreiteilung des Begriffs nach Kara Sommerville. Die erste Ebene ist die Ge-

fühlsebene, wo das Zugehörigkeitsgefühl am klarsten im Zentrum steht. Dies bedeutet, zu welchem Land man sich zugehörig fühlt und wie man sich selbst bezeichnet. Die zweite Ebene ist die des Erscheinungsbilds. Hier geht es um den Ausdruck von Zugehörigkeit durch Modetrends und Kleidung. Die dritte Ebene meint schliesslich die Loyalität gegenüber einem Land.<sup>7</sup> Für unsere Arbeit ist vor allem der Einfluss der Sprache auf das erwähnte Konstrukt der Selbstidentifikation interessant. Nach dieser Unterteilung würde ein Einfluss der Sprache auf das Zugehörigkeitsgefühl einen Einfluss auf alle drei Ebenen bedeuten.

### Die Rolle der Sprache für Zweitgeneration-Jugendliche in internationalen Studien

Wie der Historiker Elie Kedouri beschrieb ist die Sprache jenes Mittel, mit dem der Mensch sich seiner Identität bewusst wird.<sup>8</sup> Sprache hilft aber nicht nur bei der Selbstidentifikation, sondern vor allem bei der Unterscheidung und Abgrenzung von ethnischen Gruppen.<sup>9</sup> Donald L. Horowitz nennt unter anderem die Sprache als einer der Indikatoren für die Unterscheidung von ethnischen Gruppen. Der kubanisch-amerikanische Soziologe Rubén Rumbaut hat eine Studie an verschiedenen Gruppen asiatischer und lateinamerikanischer Jugendlichen der zweiten Generation in den USA durchgeführt.<sup>10</sup> Dabei hat er festgestellt, dass Jugendliche von spanischsprechenden Her-

6 Bundesamt für Statistik Schweiz ( bfs) <Integration>: <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/migration-integration/integration.html> (Abruf 17. Januar 2020).

7 Kara Somerville, «Transnational Belonging among Second Generation Youth: Identity in a Globalized World», Journal of Social Sciences Special Volume No. 10 (2008): 23–33.

8 Elie Kedouri, National Self-Determination (Preager University Series, 1960), 62–87.

9 Donald L. Horowitz, «Ethnic Groups in Conflict» The International Journal of African Historical Studies, 22 No. 2 (1989): 295–297.

kunftsändern – im Gegensatz zu asiatisch-abstammenden Jugendlichen – die Herkunftssprache mit einer viel höheren Wahrscheinlichkeit bis ins Erwachsenenalter fliessend sprechen können. Diese Langzeitstudie zeigt bei allen Testpersonen eine klare Präferenz der englischen Sprache gegenüber ihrer Herkunftssprache. Angefangen im Jahr 1992 bis ins Jahr 2001 ist die Tendenz weiterhin steigend. Zwei Drittel aller Jugendlichen dieser Studie sagen, dass sie ihre eigenen Kinder auch zweisprachig erziehen wollen. Daraus schliesst sich, dass die Mehrsprachigkeit als Vorteil empfunden wird. Rumbaut identifiziert die Sprache nicht nur als massgebend für die Beziehung der Jugendlichen zum Herkunftsland, sondern auch als der essentielle Ausdruck der Zugehörigkeit. Der erste Aspekt würde hier demnach zur Ebene der Loyalität zum Herkunftsland zählen. Die Sprache als Ausdruck der Zugehörigkeit fällt nach Sommervilles Konzept in die Gefühlsebene der Selbstidentifikation.

10 Rubén G. Rumbaut, «Severed or Sustained Attachments? Language, Identity, and Imagined Communities in the Post-Immigrant Generation» *The Transnational Lives of Second Generation*, ed. Peggy Levitt & Mary C. Waters (New York: Russell Sage Foundation, 2002), 43–95.

11 Chantal Wyssmüller und Rosita Fibbi, «No encuentro bien ser cien por cien suiza» Sprachgebrauch und nationale Identifikation bei italienisch- und spanischstämmigen Jugendlichen der dritten Generation in der Schweiz (PhD diss., Université de Neuchâtel, 2009), 1–5.

12 Ebd., 20–53.

13 Vgl. John E. Joseph, *Language and identity: national, ethnic, religious* (New York: Palgrave Macmillan, 2004), 92–131.

## Sprachgebrauch und Identifikation von Drittgeneration-Jugendlichen in der Schweiz

In Europa sind viel- und gemischtsprachige Kontexte eine Realität, welche seit langem bestehen oder durch Migration an Bedeutung gewonnen haben. Dies trifft auch auf die Schweiz zu. So sind die Enkelkinder der vorwiegend italienisch- und spanischen Fremdarbeiterinnen der 1950-/ 60er Jahre mittlerweile zu jungen Erwachsenen herangewachsen.<sup>11</sup> Deren Zugehörigkeitsgefühl im Zusammenhang mit Sprachgebrauch wollen wir im Folgenden betrachten.

Die Professorinnen Chantal Wyssmüller und Rosita Fibbi haben ein Forschungsprojekt durchgeführt, welches die identitären Bedeutungen und Funktionen der Sprache für dieser Jugendlichen der dritten Generation erläutert.<sup>12</sup> Sie haben festgestellt, dass es einen zentralen Zusammenhang zwischen Identität und Sprache gibt. Im Zuge der Nationalstaatenbildung wurde die Sprache zu einem Erkennungsmerkmal für nationale Zugehörigkeit und steht bis heute gewissermaßen als Marker für nationale Identität.<sup>13</sup> Zudem zeigen die qualitativen Daten, dass insgesamt eine klare Dominanz der lokalen Sprache und einer lokalen Identität der Drittgeneration-Jugendlichen vorherrscht. Dies beruht darauf, dass die Lokalsprache die Sprache ist, welche die Jugendlichen sowohl im schulischen-, als auch im ausserfamiliären Umfeld brauchen. Für die Jugendlichen der Drittgeneration ist die Herkunftssprache zugleich im familiären Kontext die meistverwendete. Für das Nebeneinanderbestehen von Heimat- und Herkunftssprache spielen familienbezogene Faktoren eine bedeutende Rolle. So sind die Eltern und Grosseltern für die sprachliche Weitervermittlung der Herkunftssprache massgebend. Wyssmüller und Fibbi identifizieren die Kenntnisse der Herkunftssprache als bedeutsamen Faktor der sozialen Identität der Jugendlichen. Zudem erachteten sie Mehrsprachigkeit als einen erheblichen Vorteil im Arbeitsmarkt, sowie in der allgemeinen, heutigen Gesellschaft.

## Fazit

Im transnationalen, vielsprachigen Europa wird dem performativen Aspekt der Sprache eine grosse Bedeutung als Identitätsmarker zugeschrieben. Die Komplexität und Ambivalenz der Thematik des Zugehörigkeitsgefühls von Zweit- und Drittgenerations-Jugendlichen lässt sich in einen Kontext der Selbstidentifikation einordnen, welcher in der heutigen Globalisierung neue Herausforderungen mit sich bringt.

Nach den drei Ebenen von Kara Sommerville lässt sich dabei der Einfluss der Sprache auf das Zugehörigkeitsgefühl auf allen Ebenen verankern; auf der Gefühlebene, jener des Erscheinungsbilds sowie der Ebene der Loyalität. Die Sprache ist nach Rumbaut nicht nur massgebend für die Beziehung der Jugendlichen zum Herkunftsland, sondern auch die essentielle Form der Zugehörigkeit. Die Beziehung der Jugendlichen zum Herkunftsland würde nach Kara Sommerville zur Ebene der Loyalität zum Herkunftsland zählen. Die Sprache als Form der Zugehörigkeit demnach zur Gefühlsebene der Selbstidentifikation.

Die Zweit- und Drittgenerations-Jugendlichen machen in unterschiedlichen Umfeldern von ihrer Mehrsprachigkeit Gebrauch. In einem familiären Umfeld wird je nach Belieben der Grosseltern und Eltern die Herkunftssprache praktiziert. Im nicht-familiären Umfeld wird hingegen vermehrt die Lokalsprache gesprochen. Das Beherrschen der Lokalsprache kann ein Faktor dafür sein, dass die Drittgenerations-Jugendlichen von ihrem Umfeld als «einheimisch» wahrgenommen und anerkannt werden. Nach der Studie von Wyssmüller und Fibbi spielen gerade im vielsprachigen Europa die Kenntnisse der Herkunftssprache für die Jugendlichen der Drittgeneration eine grosse Rolle. Wyssmüller und Fibbi erachten dabei die Herkunfts-Sprachkenntnisse als ein bedeutsamer Faktor der sozialen Identität der Jugendlichen. Gemäss den vorgestellten Studien wird die Mehr-

sprachigkeit als ein erheblicher Vorteil in der heutigen Gesellschaft empfunden. Unsere These, dass die Sprache der stärkste Faktor für das Zugehörigkeitsgefühl von Zweit- und Drittgenerations-Jugendlichen im Heimatland ist, konnten wir hiermit bestätigen.



# Mit Yolo, lit und Emojis zu mehr Zugehörigkeitsgefühl?

*Von Livia Alig*

Gerade unter Jugendlichen ist der ständige Griff zum Smartphone und die Nutzung verschiedener sozialer Netzwerke ein fester Bestandteil ihres Alltags geworden. Praktisch sämtliche Kommunikation führen sie über die sozialen Medien. Der neueste Tratsch vom Schulhof, die Verabredung zum nächsten Treffen oder ein simpler Feriengruß werden in der heutigen Zeit über soziale Netzwerke verschickt. Die Kommunikationsformen reichen von der kurzen Nachricht an die beste Freundin, über die Diskussion des nächsten Schulevents im Klassenchat, bis hin zu einem Instagram-Beitrag mit trendigen Hashtags, der sich an eine ganze Community richtet. Außerdem geschieht die Verständigung zu jeder Zeit und von jedem Ort aus. Mit dieser neuen Art der Kommunikation haben sich Sprachgebrauch und Ausdrucksform der Jugendlichen auf den sozialen Medien sowie im realen Alltag verändert, wobei Abkürzungen, Jugendwörter, Wortzusammensetzungen, Emojis und verschiedene Sprachen eine Rolle spielen. Diese Nutzungsmuster führen zu verschiedenen Effekten auf das Gemeinsamkeitsempfinden der Jugendlichen und werden im folgenden Beitrag genauer beleuchtet.

Digitale Kommunikationsmittel sind in unserem Alltag allgegenwärtig und aus der modernen Welt nicht mehr wegzudenken. Besonders Jugendliche kommunizieren hauptsächlich über soziale Medien und entwickeln dabei eine eigene Sprache. Beinahe selbstverständlich verstehen die Jugendlichen einander und grenzen sich mit dieser Art von Sprachgebrauch von anderen Generationen ab.<sup>1</sup> Textnachrichten sind gespickt mit Abkürzungen, Wortneuschöpfungen und Begriffen aus verschiedenen Sprachen. Der gesamte jugendliche Sprachgebrauch hat sich mit der Kommunikation in den sozialen Medien verändert. Beispielsweise werden viele englische Begriffe verwendet und sind zu einem festen Bestandteil des Sprachgebrauchs geworden.<sup>2</sup> Ein weiteres Phänomen sind Emojis, die zur Verständigung genutzt werden.

Unabhängig von sprachlichen Kompetenzen bieten sie eine Möglichkeit zum gegenseitigen Verständnis und liefern einen gemeinsamen Deutungsrahmen.<sup>3</sup> Bestenfalls führt die gemeinsame Sprache zu mehr Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Jugendlichen, einer Verbindung über verschiedene Muttersprachen hinweg und einer Vertiefung der Beziehungen, die sich auch im Alltag zeigt. Gleichermassen rasant wie die technische Entwicklung voranschreitet, verändert sich auch die Jugendsprache in den sozialen Netzwerken. Dabei stellt sich die Frage, ob Jugendliche, die dieser Entwicklung nicht folgen, ausgegrenzt werden und sich dies kontraproduktiv auf die Integration auswirken kann.

1 Negovec, Ljubica. «Jugendsprache 2019: Definition und kleines Wörterbuch», <https://www.alle-sprachen.at/blog/jugendsprache/>

2 Ebd.

3 Lercher, Thomas. «Emojis als neue Weltsprache?», <https://blog.xeit.ch/2017/03/emojis-als-neue-welt-sprache/>

4 Negovec, Jugendsprache.

5 Interview Nummer 1, 22. Januar 2020. Im folgenden abgekürzt mit IV1.

6 Interview Nummer 2, 25. Januar 2020. Im folgenden abgekürzt mit IV2.

## Verschiedene Generationen

Wenn Eltern und Grosseltern ihren Kindern oder Grosskindern im Teenageralter beim Kommunizieren in sozialen Netzwerken über die Schultern schauen, stossen sie auf einen Wirrwarr aus Abkürzungen, englischen Ausdrücken, unverständlichen Wortfetzen und Emojis.<sup>4</sup> Im Gespräch mit den Interviewpartnern wird deutlich, dass die Jugendlichen einen grossen Teil ihrer Konversation über die sozialen Medien abwickeln. Eine schnelle und effiziente Verständigung ist dabei das A und O, lange Sätze und Wörter werden deshalb abgekürzt und vereinfacht, wie im folgenden Beispiel zu erkennen ist.

*«Manchmal schreibe ich zum Beispiel während dem Laufen meinen Freunden, dann ist es schon praktisch nur Abkürzungen zu benutzen, ich kann ja dann nicht so lange Sätze und komplizierte Wörter schreiben.» (IV1)<sup>5</sup>*

Dabei wird zum Beispiel das Wort «keine Ahnung» zu ka, ein Lachen wird mit der Abkürzung lol (laughing out loud) ausgedrückt und um sich später zu verabreden benutzt man cu (see you). Kommunikation zu jeder Zeit und an jedem Ort ist die Devise.

*«Wenn ich etwas lustig finde, dann schreibe ich immer nur lol und wenn ich etwas nicht weiss, dann benutze ich ka, cu benutze ich auch oft, das ist eine englische Abkürzung für see you und es hört sich einfach cool an.» (IV2)<sup>6</sup>*

Wie oben erwähnt, können ältere Generationen kaum etwas mit der Jugendsprache anfangen. Die Jugendlichen haben ihre eigene, persönliche Sprache und Kommunikation in den sozialen Medien entwickelt. Diese gemeinsame Sprache führt unter ihnen zu einem besonderen Zusammenhalt. Bei den folgenden drei Interviewzitaten wird ersichtlich, dass die Jugendlichen kommunizieren können, ohne dass Erwachsenen ihre Konversation genau verstehen. Aus diesem

Grund finden sich die Jugendwörter aus den sozialen Medien zunehmend in Gesprächen der realen Welt wieder.

*«Es ist schon praktisch so zu schreiben und zu reden, dass die Erwachsenen nicht alles verstehen, so kann man gut auch über geheime Sachen sprechen.» (IV2)*

*«Viele Wörter, die wir auf Social Media nutzen, nutzen wir auch im Alltag und umgekehrt. Ich kann kaum unterscheiden, welche Wörter aus dem Internet und welche aus dem Alltag stammen, das vermischt sich einfach.» (IV1)*

Anderen Generationen bleibt bei Ausdrücken wie lit (toll oder super) und cringe (fremdschämen) nur ein Kopfschütteln übrig, da die Jugendsprache doch mutmasslich die Schriftsprache verdirbt.<sup>7</sup>

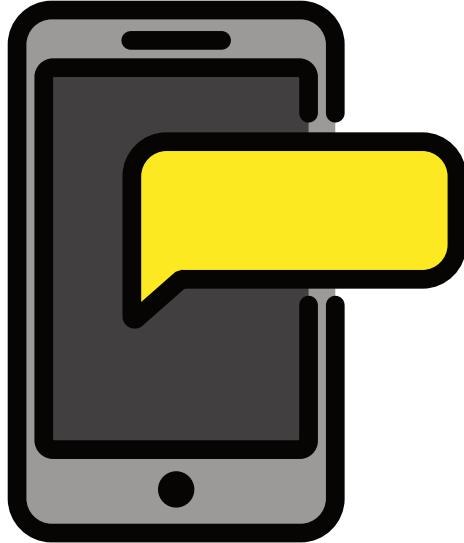
*«Meine Eltern hören es nicht gerne, wenn ich Jugendwörter benutzte, sie haben Angst, dass es sich negative auf mein Deutsch auswirken könnte.» (IV1)*

Was vielleicht teilweise stimmen mag, bedeutet für die Jugendlichen aber auch eine Chance sich durch das Verständnis untereinander und die Abgrenzung zu anderen zu verbinden und engere Beziehungen zu knüpfen. Sie identifizieren sich über die gemeinsame Sprache in den sozialen Netzwerken und grenzen sich gleichzeitig damit zu anderen sozialen Gruppen ab. Die Interviewgesprächspartner konnten diese Annahmen bestätigen.

*«Es ist schon ein gutes Gefühl diese Wörter zu benutzen, man fühlt sich so einfach cooler und es gehört zu unserem Alltag und beim Chatten ist es sowieso noch wichtiger, niemand benutzt die normale Sprache von meinen Freunden.» (IV1)*

7 NZZ. «Jugendsprache-die alten verstehen nur noch Bahnhof», <https://www.nzz.ch/feuilleton/jugendsprache- die-alten-verstehen-nur-noch-bahnhof-ld.1480356>

8 Lercher, Emojis.

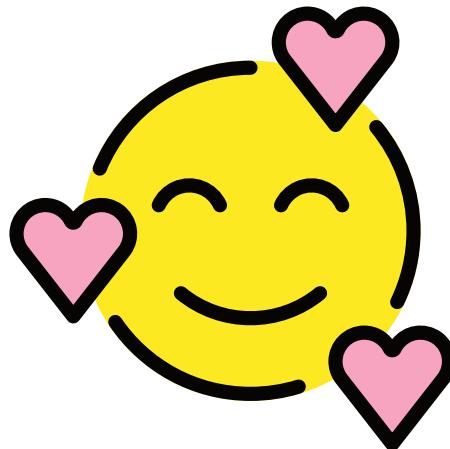


«Man gehört nur richtig dazu, wenn man die Wörter kennt und benutzt.» (IV2)

### Emojis

Emojis werden bei Jugendlichen immer häufiger benutzt und ersetzen einen Grossteil der eigentlichen Schriftsprache.<sup>8</sup> Sie sind international verständlich und transportieren nebst dem eigentlichen Text auch Emotionen. Sie ermöglichen damit gemeinsames lachen und weinen, ohne sich im realen Leben zu begegnen.<sup>9</sup> Wie man anhand der Ausführungen der Interviewpartner sehen kann, ist es Jugendlichen wichtig, nebst dem Text auch Emotionen zu transportieren, was ihnen mittels Emojis gelingt.

«Emojis sind einfach cool und man kann so schneller auf eine Nachricht reagieren, ausserdem möchte ich nicht, dass ich emotionslos rü-



*berkomme oder die anderen denken, dass mich ihre Nachricht nicht interessiert.» (IV2)*

*«Wenn ich Emojis benutzte, möchte ich, dass meine Freunde noch besser verstehen, was ich fühle und was ich ihnen genau sagen möchte.» (IV1)*

Unter den Jugendlichen ist vor allem das Emoji mit Freudentränen oder das Emoji mit Kussmund sowie Herzchen hoch im Kurs.<sup>10</sup> Missverständnissen wird damit vorgebeugt oder etwa nicht? Diese Frage ist nicht restlos geklärt. Einerseits helfen die Emojis aus einfachen Sätzen emotionale Konversationen zu machen, aber andererseits versteht jeder Emojis wieder auf seine eigene Weise, wie das Interview gezeigt hat.

*«Einige Emojis haben schon verschiedene Bedeutungen je nachdem in welchem Zusammenhang sie genutzt werden und mit welcher Person man gerade schreibt, teilweise können sie schon zweideutig verstanden werden, das macht es nicht immer ganz einfach.» (IV1)*

## Englische Ausdrücke, weitere Sprachen und verschiedene Herkünfte

Einerseits stammen viele Ausdrücke und Wörter aus der deutschen Alltagssprache und oft werden mehrere Worte kombiniert und neu zusammengefügt.<sup>11</sup> Längst gehören aber auch Ausdrücke aus anderen Sprachen zum normalen Gebrauch in sozialen Medien. Vor allem englische Wörter sind dabei weit verbreitet. Die globale Vernetzung über die sozialen Medien und die Verständigung über verschiedenste Kulturen hinweg hat dabei einen bedeutenden Einfluss. Häufig werden die anderssprachigen Worte aber auch abgeändert und «eingedeutscht».<sup>12</sup> Die folgenden Äusserungen aus dem Gespräch machen die Vernetzung über verschiedene Kulturen hinweg deutlich.

*«Englische oder arabische Ausdrücke hören sich halt auch einfach viel lockerer und lässiger an als deutsche Wörter.» (IV1)*

*«In meinem Freundeskreis sind viele verschiedene Nationalitäten vertreten, daher übernehmen wir Wörter voneinander aus anderen Sprachen und nutzen die fürs Chatten und dann auch im Alltag.» (IV1)*

*«Es ist viel einfacher sich eine grössere Community auf den sozialen Netzwerken aufzubauen, wenn man zum Beispiel international verständliche Hashtags benutzt, die jeder versteht.» (IV2)*

So wird beispielsweise der Ausdruck «squad» als Bezeichnung für eine Gruppe von Freunden verwendet. Unter dem Hashtag squad sind auf Instagram über 15 Millionen Beiträge aus aller Welt zu fin-

9 NZZ, «Sie lachen, sie küssen und sie weinen», <https://www.nzz.ch/wissenschaft/bildung/sie-lachen-sie-kues- sen-und-sie-weinen-1.18520880>

10 Dax, Patrick. «Emojis, Selfies & Co.:Jugendliche setzen online auf Bilder», <https://futurezone.at/digital-life/emojis-selfies-co-jugendliche-setzen-online-auf-bilder/179.033.447>

11 Negovec, Jugendsprache.

12 Ebd.

den, was die Popularität dieses Ausdrucks zeigt.<sup>13</sup> Weiter wird ersichtlich, dass die Kommunikation von Jugendlichen in sozialen Medien auch stark von Influencer\*innen oder Stars beeinflusst und von den Jugendlichen übernommen wird.<sup>14</sup>

*«Ich folge vielen Stars und anderen Jugendlichen aus aller Welt auf Instagram, daher übernehme ich auch Hashtags und Bildunterschriften von diesen auf meinen sozialen Netzwerken.» (IV2)*

*«Oft lasse ich mich von Influencern in unserem Alter inspirieren und benutze dann die gleichen Ausdrücke bei meinen Bildern, meine Freunde kommentieren dann jeweils wieder mit angesagten Hashtags darunter.» (IV1)*

### Schnelle Veränderung

Gerade im Internet und in den sozialen Netzwerken verändert sich die Jugendsprache rasant. Jugendliche verbringen viel Zeit auf Social Media und verfolgen die Trends des Jugendjargons laufend, zudem sind sie international vernetzt. Diese Art von Kommunikation gilt dann unter den Jugendlichen als angesagt, was im Gespräch deutlich wurde.

*«In der Schule gehört man halt eher zu den coolen, wenn man Jugendwörter nutzt und mit diesen schreibt, ansonsten kommt man gleich langweilig und altbacken rüber und man merkt dann gleich wer dazugehört und wer nicht, es ist einfach normal in unserem Alter diese Jugendwörter zu nutzen.» (IV1)*

13 Instagramsuchfeed, aufgerufen am 17. März 2020.

14 Negovec, Jugendsprache.

Zu beachten bleibt aber, dass die Gefahr droht, den Anschluss zu verlieren und nicht mehr dazuzugehören und schlimmstenfalls ausgeschlossen zu werden.

*«Man muss immer <up to date> bleiben, sonst verliert man schnell den Anschluss mit den Ausdrücken.» (IV2)*

### Fazit

Der Jugendjargon in den sozialen Netzwerken bringt viele Chancen für mehr Zusammenhalt unter den Jugendlichen mit sich. Einerseits können sie sich so als Gruppe von anderen Generationen abgrenzen und eine eigene Sprachidentität aufbauen, andererseits helfen Ausdrücke aus verschiedenen Sprachen Jugendliche mit verschiedenen kulturellen Hintergründen zusammenzubringen. Außerdem wurde aus den zwei Interviews deutlich, dass jugendliche Begriffe von Social Media-Plattformen in den Alltag übertragen und umgekehrt, sodass sich die Jugendlichen in verschiedensten Lebensbereichen auf die gleiche Art und Weise verständigen. Dadurch, dass diese Verständigung den ganzen Alltag der Jugendlichen durchdringt, bleibt jedoch die Gefahr, dass Jugendliche, die der ständigen Weiterentwicklung nicht folgen, ausgegrenzt werden.

# Fussball-Slang

## Abgrenzung oder Integration?



*Von Wim Koch*

«Riese Topf alte», «krassi Chiste»; «Junge, fitz de mal um» – das sind nur einige Beispiele für den Fussball-Slang, den ich im Rahmen des Seminars zu Cultural Citizenship an der Universität Zürich analysiert habe. Der Essay behandelt Konzepte wie Abgrenzung und Integration anhand von Fussball-Slang in einem Diskurs um Fussball. Durch die teilnehmende Beobachtung an vier Fussballspielen in meiner persönlichen Nachbarschaft wurden klare Formen von Integration und Abgrenzung durch die Verwendung des Slangs ersichtlich. Der Essay hinterfragt, inwiefern Fussball-Slang Integration und Abgrenzung bedeutet und analysiert, welche Problematiken in einem Diskurs um Fussball-Slang auftauchen.



«Sheesh bro was für en Fade», heisst es auf dem Pausenhof des Schulhauses Ilgen, auf dem sich die Nachbarschaft auf ein Fussballspiel trifft. Der Spruch wird von einem Spieler (18) an seinen Teamkollegen (20) adressiert, der gerade ein Tor geschossen hat. Die meisten, die sich in ihrem Leben ausserhalb eines Fussballkontextes bewegen, verstehen diesen Satz vermutlich nicht oder können nur ahnen was er bedeutet. Auch auf dem Feld wird er nicht von allen verstanden. Dies liegt daran, dass es sich bei der verwendeten Sprache um Fussball-Slang handelt, welcher als abgeschlossenes Sprachsystem gilt und von einer spezifischen Gruppe von Menschen gesprochen und verstanden wird. Zur Aufklärung: «Sheesh» kommt vom englischen «Jheez», das sich wiederum auf den Ausdruck «Jesus» bezieht und Erstaunen ausdrückt. «Fade» gilt im Fussball-Slang als Schuss, welcher eine schnurgerade Flugbahn aufweist und demnach auch immer ein scharfer Schuss ist, also ein Schuss mit hoher Fluggeschwindigkeit. Der vorliegende Essay soll sich jedoch weniger mit der Wortbedeutung von Fussball-Slang befassen, sondern den Fokus mehr auf Fussball-Slang als Instrument für eine kulturwissenschaftliche Analyse von Integration und Abgrenzung setzen.

Jeden Sonntag findet in meiner Nachbarschaft ein Fussballspiel statt, an dem Spieler\*innen unterschiedlichen Alters, von ungefähr acht bis 55 Jahren, teilnehmen. An vier Sonntagen war ich bei den Spielen aktiv mit dabei, habe teilnehmend beobachtet und nach den Spielen jeweils Notizen gemacht. Da ich selber noch im Verein spiele werden nicht nur die bei den Nachbarschaftsspielen gesammelten Daten und Beobachtungen in den Text fliessen, sondern auch meine eigene Erfahrungen aus sonstigen Fussballkreisen.

Im «Züri-Slängikon», ein Lexikon für den Zürcher Slang<sup>1</sup>, gibt es die Kategorie «Sport» mit der Unterkategorie «Fussball». Der darin aufgeführte Slang stimmt laut meinen Beobachtungen oft mit dem gesprochenen Slang in den Fussballspielen überein, weshalb ich mich zusätzlich auf dieses Lexikon stützen werde.

### Inwiefern bedeutet Fussball-Slang Abgrenzung?

Unter den Teilnehmenden im Nachbarschaftsspiel gibt es eine Freundesgruppe von etwa 18 bis 22 Jährigen, welche sich nicht nur durch Freundschaft, Geschlecht oder Alter, sondern auch durch ihre Sprache definieren. Mich interessiert deren Verwendung und Bedeutung. «Spiel emal die Chluure»; «du huere Skiischueh»; «was für e Chiste Alte», sind einige Beispiele. Slang gilt als Umgangssprache, die innerhalb einer bestimmten sozialen Gruppe gesprochen wird. Das digitale Wörterbuch der deutschen Sprache beschreibt Slang als Ausdrucksweisen bestimmter sozialen und beruflichen Gruppen. Als Terminus der Sprachwissenschaft gilt Slang als Sozialekt oder SonderSprache.<sup>2</sup> Unter Sozialekt versteht man den Sprachgebrauch einer sozialen Gruppe.

Durch die Verwendung dieser Sprache und vor allem durch das Nichtbenutzen dieser Sprache von anderen Teilnehmenden grenzt sich die Gruppe gewissermassen ab. Slang als Sprache kann somit auch als identitätsbildender Faktor fungieren. Am Beispiel der befreundeten Gruppe lässt sich gut aufzeigen, inwiefern der Fussball-Slang zu ihrer Gruppenidentität beiträgt, da sie sich alle innerhalb desselben Sprachsystems bewegen. Gemeinsam definieren sie eine sprachliche Identität und grenzen sich somit auch gegenüber Anderen ab. Dies wurde bei meinen Beobachtungen vor allem an einem Beispiel ersichtlich: Marco (18)<sup>3</sup>, sein Bruder Felix (12) und ihr Vater Alain (53) erscheinen immer zu dritt. Marco gehört zur FreundeGruppe und spricht mit ihnen im Fussball-Slang.

1 Züri-Slängikon, <https://zuri.net/de/z%C3%BCrich/sl%C3%A4ngikon-sport.htm>

2 DWDS, <https://www.dwds.de/wb/Slang>.

3 Alle Namen wurden aus Datenschutzgründen geändert.



Alain verwendet weder den Slang noch versteht er ihn immer, wie er mir bei einem Gespräch erklärt. Beim Spiel wurde ersichtlich, dass Marco mit seinem Vater und Bruder nicht den Slang spricht wie mit seinen Freunden. Er verwendet bei beiden Parteien lieber eine unterschiedliche Sprache. Das Beispiel suggeriert, dass sich Marco in zwei verschiedenen Sprachsystemen bewegt.

Damit grenzt sich die Sprache, die im Freundeskreis gesprochen wird klar von der Sprache ab, welche Marco mit seinem Vater spricht. Der Soziolinguist Jan Blommaert benutzt den Begriff der «distinctive communicative processes»<sup>4</sup>. Diesen finde ich für letztere Beobachtung passend, da er deutlich macht, dass das Benutzen von Fussball-Slang durchaus als Distinktionsinstrument verwendet werden kann, um eine eigene Identität zu bilden. Auch wenn diese Gruppenidentität nicht immer physisch erkennbar ist (zum Beispiel durch räumliche Abgrenzung), definiert sie sich im Spiel immer wieder durch den verwendeten Fussball-Slang.

### Inwiefern bedeutet Fussball-Slang Integration?

Wie am oben genannten Beispiel ersichtlich wurde kann das Benutzen von Slang nicht nur dazu dienen, sich von Anderen abzugrenzen. Gleichermaßen kann es dazu beitragen, sich in eine Gruppe zu integrieren und deren Identität durch Sprache zu stärken. Ich konnte feststellen, dass gleichaltrige Jugendliche, welche am Fussballspiel teilnahmen, aber nicht unbedingt zur befreundeten Gruppe gehörten, ihre Sprache nach einiger Zeit anpassten und Teile des Slangs in ihren Wortschatz übernahmen.

Wenn im Zusammenhang mit Fussball von Integration die Rede ist, sollte der Hamburger FC Lampedusa kurz erwähnt werden. Die Geschichte des Klubs begann durch Geflüchtete, die von Lampedusa nach Hamburg reisten und in den dortigen Parks Fussball spielten.<sup>5</sup> Durch Hilfe der Hamburger «Lampedusa-Soligruppe» wurde dann auch der Verein gegründet. Viele Helfer\*innen, unter anderem Leute aus der Hafenstadt und dem Frauen\*Fussball, beteiligten sich am Projekt. Da es an Spieler\*innen und Trainer\*innen nicht mangelte, galt es noch einen Sportplatz zu finden. Der Verein wird heute von unterschiedlichen Parteien unterstützt, kann Sportanlagen anderer Klubs mitbenutzen und ist demnach Teil des Hamburger Fussballdiskurses. Der Klub dekonstruiert das Konzept von «citizenship as a marker of difference in society»<sup>6</sup>, wie es Beaman beschreibt. Beim FC Lampedusa spielt Staatsangehörigkeit keine Rolle für eine Teilnahme im Verein. Die Spieler\*innen werden folglich nicht anhand ihrer Aufenthaltsbewilligung ausgewählt. Nur das Alter spielt eine Rolle, da die Spieler\*innen mindestens 16 Jahre alt sein müssen.

4 Blommaert, Jan, und Ben Rampton. «Language and Superdiversity». *Diversities* 13, Nr. 2 (2011): 1–22.

5 Vgl. <https://www.fcstpauli-afm.de/fan-und-verein/kultur/weit-mehr-als-nur-fussball-fc-lampedusa-sankt-pauli-here-to-play--936.htm>

6 Beaman, Jean. «Citizenship as Cultural: Towards a Theory of Cultural Citizenship.» *Sociology Compass* 10, Nr. 10 (2016): 849–57.

### Gibt es Problematiken im Diskurs um Fussballsprache?

Rund um den Diskurs der Fussballsprache kommt immer wieder ein ambivalentes Bild zum Vorschein, das sich vor allem im sprachlichen Ausdruck zeigt. Im Bundesligaspiel zwischen dem FC Hoffenheim und Bayern München kam es am 29. Februar 2020 fast zu einem Spielabbruch wegen eines verunglimpfenden Transparents im Gästesektor, das den Hoffenheimer Boss Dietmar Hopp anfeindete. Die Partie musste deshalb vom Schiedsrichter zwei Mal pausiert werden. Ein dritter Zwischenfall hätte einen Spielabbruch zur Folge gehabt. Es waren kuriose Szenen in Hoffenheim. Die Spieler der bayerischen Mannschaft versuchten sich im Dialog mit ihren Fans, jedoch ohne Erfolg. Als die Spieler nach dem zweiten Unterbruch wieder aufs Feld traten (77. Spielminute), spielten sie sich den Ball in der Mitte des Platzes während der verbleibenden Minuten belanglos hin und her, bis die Partie vom Schiedsrichter abgepfiffen wurde.

Das Ereignis ist für meine Untersuchung interessant, da sie beides, Ausschluss und Solidarität, miteinander vereint. Zum einen gibt es eine sprachliche Anfeindung, die von einer geschlossenen Gruppe (Fans) im Rahmen eines Fussballspiels geäussert wird und somit durchaus als Fussballsprache gelten kann. Auf der anderen Seite solidarisieren sich die Teams im Rahmen dieses verbalen Gewaltaktes untereinander und suchen gemeinsam eine Lösung.

Anfeindende Äusserungen lassen sich im Fussball zur Genüge finden. Oftmals sind Unparteiische (Fussball-Slang für Schiedsrichter) Opfer von verbalen Angriffen. Ein solches Beispiel ereignete sich in der Fankurve des FC Zürich. Wenn die Fans mit der Schiedsrichterentscheidung nicht zufrieden sind, rufen sie ihm schwer pejorative, also abwertende Äusserungen zu. Auch rassistische, antisemitische

und homophobe Äusserungen sind teilweise bis heute Bestandteil einer Fussballsprache. Um ein Beispiel zu nennen: Im Fussball-Slang galt während langer Zeit der «Jud», also der «Spitz», als unkontrollierter, unschöner Schuss mit der Fussspitze. Es ist fest anzunehmen, dass diese pejorative Komponente ihre Wurzeln im Antisemitismus hat.<sup>7</sup> Von Rassismus sind die Fankulturen teilweise bis heute noch geprägt, wie sich dies oft in den radikaleren – teilweise auch rechtsradikalen – Fankreisen zeigt.

Wie die oben aufgelisteten Beobachtungen zeigen, kann Fussball-Slang einerseits als Marker für Differenz und anderseits als Integrationsinstrument fungieren. Eine Sportgruppe kann beides sein, ein Ort von sozialer und kultureller Teilhabe, und ein Ort von Ausschluss. Dafür kann auch Sprache als zentrales Integrations- und Ausschlussinstrument fungieren, in dem beispielsweise der Fussball-Slang zu einer abgeschlossenen Sprache wird, da er nur innerhalb dieser Gruppe benutzt und verstanden wird. Bei der Teilnehmenden Beobachtung kamen immer wieder geschlechterspezifische Aspekte im verwendeten Slang zur Geltung, weshalb eine weiterführende Analyse aus einer Gender-Perspektive ebenfalls interessant wäre.

7 Vgl. <https://sciencev1.orf.at/news/150008.html>



# Der Einfluss von Deutschrap auf die Jugend und ihren Slang

*Von Ibrahim Abou el Naga*

Deutscher Hip-Hop existiert bereits seit den frühen 90er Jahren. Seine Popularität hat sich jedoch in den letzten 20 Jahren explosionsartig vervielfacht und er bildet mittlerweile die grösste Jugendkultur im deutschsprachigen Raum. Eine Kultur, die stark von Musikern mit Migrationshintergrund geprägt wird. Wörter wie «Habibi» oder «Wallah», welche aus dem Arabischen stammen, sind mittlerweile bei den jungen Leuten zwischen 12 und 17 Jahren stark verankert und zwar nicht nur bei den ausländischen Jugendlichen sondern auch bei den Deutschen oder Schweizern. Dadurch wird die Kluft zwischen den Generationen weiter ausgeweitet und es entstehen Probleme in der Kommunikation zwischen Jung und Alt. Es soll hier untersucht werden, wie sich der Slang im nächsten Jahr entwickeln wird und wie mit der «neuen Sprache» unter den jungen Leuten umgegangen wird. Viele Medien berichten davon, dass Hip-Hop Grund für eine Verelendung der Jugend ist, aber ist dies so?

## Schweizerdeutsch

Die Entstehung des Hip-Hops in Deutschland führt bis in das Jahr 1992 zurück. Denn das Stuttgarter Quartett «Fanta 4» waren die ersten Künstler, die mit Deutschräp den grossen Chart-Erfolg feierten. Der Ohrwurm hiess «Die da?!?» und war in der Schweizer Hitparade ebenfalls während vier Wochen auf Platz eins. Die Fantastischen Vier waren Pioniere und bereiteten den Weg für viele kommende deutsche Rapper. Der erste populäre deutsche Gangster-Rap erschien 1994 von dem Duo «Das Rödelheim Projekt». Die Kommerzialisierung des Genres fand jedoch erst 2003 statt. Hauptgrund dafür war das Indie-Label «Aggro Berlin», bei dem vor allem Sido und Bushido im Vordergrund standen. Sie waren die Ersten, die soziale Verelendung und Gewalt populär machten und es ebenfalls schafften, dass ein grosser Teil der damaligen Jugend ihren Lifestyle adaptieren wollte. Deutschräp fing langsam an, sich in der Jugendsprache zu verankern. Es waren aber mehrheitlich Fluchwörter, die die Jugend von den Rappern aufgeschnappt hatten. Haftbefehl (2010) war der Rapper, welcher verschiedene Migrationssprachen in die deutsche Musik verpackte und damit das ganze Musikgenre sowie Jugendsprache veränderte. Er war der erste Rapper, welcher kurdische, arabische, türkische oder russische Vokabeln in seinen Songtexten verpackte und damit grosse Erfolge feierte.

Heute etwa 10 Jahre später, steht wieder ein Künstler an der Spitze der Charts: Capital Bra. Der aus der Ukraine stammende Rapper ist der neue Held der Jugend. Durch den Einfluss von Haftbefehl und neueren Künstlern breitete sich die Sprachkultur der Rapper in der Jugend immer weiter aus. Mittlerweile sind arabische Wörter wie «Habibi» oder russische Wörter wie «Bratan» bereits fester Bestandteil dieser. Diese Sprache beschränkt sich allerdings nicht nur auf die Jugendlichen mit Migrationshintergrund, sondern auch Deutsche oder Schweizer Jugendliche kommunizieren mittlerweile untereinander in diesem Slang. Diese Sprachentwicklung trägt Positives sowie Negatives mit sich, vor allem auch in der Schweiz.

Das Positive ist, dass vor allem in städtischen Gebieten der Schweiz die Stigmatisierung von Menschen mit Migrationshintergrund verschwindet. Denn bekannte Schweizer Rapper wie Xen oder Pronto bringen die Akzeptanz und Zugänglichkeit von beispielsweise albanischen oder afrikanischen kulturellen Elementen in die Schweizer Jugend beziehungsweise in die Jugendsprache. Das bedeutet, dass durch die Anahme von Fremdwörtern in der alltäglichen Sprache, die Angst vor dem Fremden nicht entstehen kann. Die neuen Generationen wachsen multikultureller auf als die davor. Die jungen Menschen wollen durch den Einfluss der Sprache und Musik neue Kulturen kennenlernen. Wenn Rap-Star XY in einem Song davon redet, dass sein Lieblingsgericht «Adana» (türkische Lammhackspiesse) ist, dann wollen die jungen Schweizer, welche die türkische Kultur nicht sonderlich kennen, dieses Gericht auch probieren und kennenlernen. Die Integration von jungen Migranten in ein gleichaltriges Schweizer Umfeld könnte dadurch vereinfacht werden.

Eine erdenkliche Gefahr an der heutigen Jugendsprache ist, dass ältere Generationen diese Art der Sprache nicht nachvollziehen können. Einerseits, weil sie mit der Kultur des deutsch Raps nicht vertraut sind und andererseits wegen des allgegenwärtigen Generationskonflikts. Für die Erwachsenen könnte eine solche Sprache minderwertig wirken, was zu Problemen in der schulischen Laufbahn eines Jugendlichen führen kann. Es ist wichtig, dass die Jugendlichen klar unterscheiden können, wann sie welche Art von Sprache anwenden müssen. Damit ist gemeint, dass sie ohne Probleme unter sich mit dem Slang kommunizieren können zum Beispiel auf dem Pausenhof. Jedoch muss ihnen bewusst sein, dass sie den Slang und die dazugehörige Aussprache bei Erwachsenen «abstellen» müssen. Da haben grössten Teils junge Leute ohne Migrationshintergrund einen Vorteil, da sie von zu Hause aus deutsch/schweizerdeutsch reden. Für ausländische Kinder, bei denen zuhause eine andere Sprache gesprochen wird, ist dies jedoch nicht so einfach, wodurch der Einstieg

Schweizerdeutsch



für Kinder von Migranten in das spätere Erwachsenenleben erschwert werden kann. Aus diesem Grund ist es wichtig, dass während der schulischen Ausbildung fortlaufend auf die Ausdrucksweise und Redewendung der Jugendlichen geachtet wird. Dennoch ist es ebenso nötig, dass man den Jungen ihre Freiheit lässt und prinzipiell sollte kein Slang verboten werden, solange durch ihn kein rassistisches Gedankengut ausgedrückt wird. Die Freiheit der Sprache ist insofern essentiell, damit sich die Jugend eigenständig entwickeln kann und durch die einstehende Reife selbstständig differenzieren kann, welche Sprache in welcher Situation angemessen ist. Die Aufgabe der Eltern oder eines Lehrers ist es die jungen Menschen diesbezüglich auf den richtigen Pfad zu leiten, allerdings darf dies nicht erzwungen werden.

Hip-Hop wird sich in den nächsten Jahren weiterhin durchsetzen und wird immer mehr in der Gesellschaft integriert sein. Das Verständnis für das Genre und für die Kultur wird sich stärker verankern und aus diesem Grund wird sich der Slang noch mehr in die AlltagsSprache der Jugendlichen verfestigen. Der Generationskonflikt, welcher zurzeit diesbezüglich herrscht, wird über die nächste Dekade schwinden, denn die Jugendlichen von heute sind die Erwachsenen von morgen. Die soll bedeuten, dass die jetzige Generation die Erste ist, welche vollständig mit Hip-Hop aufwächst, wodurch sie im späteren Leben eine nötige Toleranz gegenüber dieser Kultur mit sich bringen. Selbstverständlich muss gegenwärtig darauf geachtet werden, dass gewisse Slangwörter, welche beispielsweise sexistisch und daher unangebracht sind, unterbunden werden. Daher ist es wichtig, dass Eltern ihre Kinder aufklären und ihnen bewusst machen, dass Musiker oder Rapper diese Sprache im Alltag nicht anwenden. Sie sind in der Kunst vielmehr Teil eins stilistischen Mittels und werden oft als Metapher der Selbstdramatisierung verwendet. Die Kunstrechte sind der Grund dafür, wieso die Verantwortung für die Jugend nicht beim Musiker liegt, sondern vielmehr bei den Eltern. Heutzutage berichten viele Medien darüber, dass Rap verantwortlich

## Schweizerdeutsch

für die Verelendung der Jugend und ihrer Sprache sei. Dabei ist es inkorrekt, eine Kultur oder eine Musikrichtung für eine angebliche Verelendung eines hochkomplexen gesellschaftlichen Konstrukts verantwortlich zu machen.

Das Problem liegt darin, dass Rap eine sehr direkte Art und Weise hat, sich auszudrücken und damit kommen viele Menschen nicht zu recht. Wie bereits erwähnt enthält der Rap Ausdrucksweisen, welche nicht akzeptiert werden dürfen, jedoch liegt das Problem nicht beim Rap, sondern bei der Gesellschaft. Schliesslich ist Rap nur der ungefilterte Spiegel dieser Gesellschaft und die Probleme dieser Gesellschaft sind nicht auf den Rap zurück zu führen. In diesem Sinne existiert eine Verelendung der Jugend gar nicht. Vielmehr könnte man das heutige Wirtschaftssystem dafür verantwortlich machen, welches dafür sorgt, dass beispielsweise Menschen überhaupt in sozialen und armen Brennpunkten aufwachsen müssen. Dazu kommt, dass die meisten jungen Mitbürger\_innen eine gesunde Entwicklung durchlaufen, unabhängig davon welche Kultur oder Sprache zurzeit Einfluss auf die Jugend hat. Viel wichtiger ist eine gute Integration der Migranten, in der ihre Kultur und ihr Dasein willkommen geheissen wird und unsere Sprache ihnen möglichst kompetent beigebracht wird.



# Fridolin

Sprachrohr und  
Wertebewahrer des  
Glarnerlandes?

*Von Hanna Schweighofer*

Die 32'000 Stück starke Auflage der Wochenzeitung *Fridolin* in und um Glarus bezeichnet sich selbst als Sprachrohr der Region. Durch einen genauen Blick in die Zeitung, bei dem auch zwischen den Zeilen gelesen wird, lässt sich einiges erkennen: Gemeinschaft scheint den Menschen des Kantons mit den viertwenigsten Einwohner\*innen wichtig zu sein, wozu auch die Plattform des *Fridolin* als Knotenpunkt genutzt wird, um in Kontakt zu bleiben. Ob makaber oder um auf persönlicher Ebene auf dem Laufenden zu bleiben: Bereits auf der zweiten Seite finden sich die Todesanzeigen – und vermitteln so einen gewissen Zusammenhalt. In den Seiten darauf folgt «Aus den Verhandlungen des Regierungsrates», sowie Gemeinderatsbeschlüsse. Es lässt sich erkennen, wie sich die Zeitung nicht bloss durch deren Inhalte, sondern auch im Layout in Rot und mit dem heiligen St. Fridolin auf der Titelseite sowie der Nutzung von Dialekt ganz dem Kanton (und dessen Bewohner\*innen?) zugehörig zeigt. Weitere Fragen, die die Zeitung aufwirft, sind: Was ist mit der Positionierung der Zeitung als «wertkonservativ» gemeint? Und können sich Glarnerinnen und Glarner damit identifizieren? Wie und in welcher Weise wird in der Lokalzeitung Dialekt verwendet? Antworten dazu sind definitiv auch für Nicht-Glarner\*innen spannend!

Zeitungen können durch Text und Bild gewisse Einstellungen und Werte vermitteln. Kein Wunder, das Gedruckte wird auch von Menschen durchdacht ausgewählt und produziert. Die Werte, Einstellungen und andere Charakterika von Autor\*innen werden so Teil von Text und Abbildungen. Subjektivität wird also fast unausweichlich.

Das trifft auch auf die Zeitung Fridolin zu. Auf der Website der Firma Fridolin Druck und Medien, Walter Feldmann AG, wird stolz erklärt, dass die Regionalzeitung Fridolin seit 1965 im Kanton Glarus und weiteren angrenzenden Gebieten gratis verteilt wird (dies betrifft auch die Gegend des Walensees, in der ich wohnhaft bin). Die Wochenzeitung «versteht sich als Spiegelbild und Sprachrohr des Kantons Glarus», beansprucht also eine Einzigartigkeit und Prominenz in der Gegend. Auch ist dies in der Bekanntheit der Zeitung erkennbar: Fast jede\*r Glarner\*in kennt die dem Kantonswappen entsprechend gestaltete Zeitung. Bei einer Leserschaft von über 38'000 (bei 40'000 Einwohner\*innen im Kanton Glarus!) werden die Rubriken Nachrichten, Politik, Gesellschaft, Wirtschaft, Kultur, und Sport innerhalb des Kantons behandelt. Auch das offizielle Amtsblatt des Kantons Glarus wird über den Fridolin publiziert. Interessanterweise wird eine klare Positionierung als «wertekonservativ» eingenommen<sup>1</sup>, wie auf deren Homepage deklariert ist. Doch was meint der Fridolin mit «wertekonservativ»?

Der deutsche Sozialdemokrat Erhard Eppler prägte in seinem 1975 erschienenen Buch «Ende oder Wende» den Begriff, und erklärt ihn wie folgt: Wertkonservativ sei eine Politik, welche sich für die Bewahrung der Natur, einer humanen und solidarischen Gemeinschaft, und für den Wert und die Menschenwürde jedes Einzelnen einsetzt<sup>2</sup>.

1 Fridolin Druck und Medien, Walter Feldmann AG, <https://www.fridolin.ch/die-zeitung>.

2 Eppler, Erhard. Ende oder Wende. Von der Machbarkeit des Notwendigen. Deutscher Taschenbuch-Verlag: München, 1975.

In einem E-Mail-Austausch mit dem Chefredakteur Fridolin Jakober (ich wünsche mir insgeheim, er wusste bereits bei der Taufe von seiner Bestimmung, einmal beim Fridolin zu arbeiten) deutet den Begriff «wertkonservativ» für den Fridolin etwas anders. In seinen Worten: «Als im Süden des Kantons Glarus und damit in einer doch mehrheitlich sehr traditionell ausgerichteten Gesellschaft beheimateter Betrieb, möchten wir die Werte, die unseren Kanton und seine Bürger/-innen prägen, eher bewahren, als sie progressiv umzuändern.» Es werden die Wirtschaft, das Militär, Jäger\*innen und Bauern /Bäuerinnen, Vereine sowie traditionelle Anlässe als Bereiche genannt, welchen der Fridolin freundlich gegenübersteht und als unterstützenswert empfindet. Auch sind christliche Werte ein wichtiger Pfeiler, weswegen Berichte über die Kirchen des Kantons und über soziales Engagement Platz finden. Wobei Jakober also Epplers Auslegung von «wertkonservativ» nicht widerspricht, liegt die Definition eher im Priorisieren von gewissen Personengruppen sowie wirtschaftlichen und ortsspezifischen Werten.

Beim Aufschlagen der Zeitung sehen wir dies auch direkt: In den von mir genauer betrachteten Ausgaben des Fridolins (Ausgabe Nr. 49/2019 bis Ausgabe Nr. 8/2020) finden sich in der Hälfte der zwölf betrachteten Exemplaren die jeweilige Schlagzeile über kirchliche Veranstaltungen und über Glarner Eigenheiten. Fünf Mal thematisieren die Titelseiten wirtschaftliche Anliegen in Glarus (Standortfaktor Bildung, Gesundheitswesen, Ausbau Elektroautoindustrie, Kläranlage, Digitalisierung im Bauwesen). Eine Schlagzeile könnte unter «Eigenwerbung» gezählt werden, da die neue Fridolin+ App vorgestellt wird – wie Herr Jakober in unserem Austausch auch erwähnte («... da wir uns – mindestens im Bereich des Digitalen Wandels – derzeit stark nach vorne bewegen wollen»).

Die Hälfte der Ausgaben aus der dreimonatigen Periode behandelt also auf der Titelseite Themen, die auf die Freizeit und das Leben der Bevölkerung eingeht. Beispielsweise geht die 49. Ausgabe 2019 auf

die verschiedenen Veranstaltungen im Rahmen der Adventszeit ein, die letzte Ausgabe 2019 (Nr. 52) portraitiert drei Gastarbeiter und deren familiäre Weihnachtsfeiern. Die achte Ausgabe 2020 zeigt auf dem Titelbild Fasnächtler\*innen und berichtet über die Geschichte der Fasnacht, denn die Fasnachtssaison ist eine wichtige Zeit im kulturellen Treiben (nicht nur) in Glarus.

Überaus nennenswert ist auch die Tatsache, dass in jeder Ausgabe die Todesanzeigen auf der zweiten und dritten Seite zu finden sind. Makaber oder persönlich? Auf jeden Fall erkennen wir bei den genannten Momenten – wie auch in der gesamten Zeitung – einen zentralen Fokus auf Gemeinschaft und interpersonelle Beziehungen, gepflegt in freizeitlichen und wirtschaftlichen Kontexten.

Durch die Linse des Fridolins kann durch die klare Positionierung und die besprochenen Beispiele davon ausgegangen werden, dass «richtige» Glarner\*innen diese Werte teilen – was das Attribut «Glarner\*in» zu einer Exklusivität macht und mit Werten verbindet. Diese Exklusivität findet sich auch in der Definition von Cultural Citizenship – ein Konzept von Renato Rosaldo, welcher dies wie folgt erklärt: Alle Personen eines Landes, auch solche, welche eine der Mehrheit beziehungsweise der Norm abweichende Nationalität, Muttersprache, Ethnie, o.Ä. haben, sollen nicht in ihrer Teilhabe an der Gesellschaft eingeschränkt sein. So stellt sich die Frage, ob alle hier lebenden Personen zur Partizipation am Alltag eingeladen sind und am gesellschaftlichen Leben in gleicher Weise, wie beispielsweise Staatsbürger\*innen, die die legale Citizenship besitzen, teilhaben können? Natürlich sind die Voraussetzungen von der jeweiligen Situation abhängig: An einem kulturellen Ereignis wie der Fasnacht ist Schweizer-deutsch, sicherlich in Glarus, ein Muss – sonst versteht man bloss einen Bruchteil und kann nicht gänzlich mitmachen. Oder aber die Frage, ob der Kanton Fribourg/Freiburg seine Zweisprachigkeit konsequent einhält und so alle seine Bewohner\*innen gleichmäßig an der Öffentlichkeit partizipieren lässt (denn, kann ich etwas im Gegensatz

zu anderen nicht lesen, bin ich zum Verständnis auf Hilfe von aussen angewiesen).<sup>3</sup>

Die Situation einer Zeitung ist ähnlich, aber mit zwei springenden Voraussetzungen: Ich muss (lateinische Buchstaben) lesen können. Ich muss die Sprache Deutsch verstehen können. Teilweise ist das Verstehen eines Dialekts nötig, worauf ich noch später eingehen werde. Durch die vorhandenen Voraussetzungen sind sicher Analphabet\*innen und fremdsprachige Personen ausgeschlossen. Davon abgesehen: Stellt die Zeitung für die Personen, die Zugriff auf sie haben, ein zugängliches und repräsentatives Organ dar? Bin ich nur Glarner\*in, wenn ich Wertkonservativismus teile? ... Ich hoffe, ich enttäusche nicht, indem ich sage: Eine abschliessende Antwort kann wohl nicht gefunden werden. Für jede Person ist individuell zu beantworten, ob sie sich als Glarner\*in identifiziert. Der Fridolin orientiert sich an den vorig genannten Werten der Leserschaft – und vice versa. Würde ich gefragt, wer ein\*e Glarner\*in sei, würde meine Antwort wohl wie folgt ausfallen: Jede Person, die einmal im Glarnerland gelebt hat und sich damit identifiziert, darf sich Glarner\*in nennen. Persönlich würde ich die Definition also auf den geografischen Ort beziehen, wobei mir leicht widersprochen werden könnte. Beispielsweise kann politische Teilnahme für einige eine Kategorie des «Glarner-seins» sein, für andere das Sprechen eines «Glarner-Dialäggs». Dies wäre ein starker Einwand, denn von den rund 40'000 Einwohner\*innen in Glarus sind 10'000 ausländischer Herkunft<sup>4</sup> und deshalb nicht befähigt, sich an nationaler und lokaler Politik durch Wählen und Abstimmen zu beteiligen. Das Argument kann

3 Brohy, Claudine. «Spuren der Mehrsprachigkeit im öffentlichen Raum. Ein komplexes Beispiel: Die Situation im Kanton Freiburg». Sprachspiegel: Zweimonatsschrift 73, Nr. 4 (2017): 98–111.

4 Bundesamt für Statistik, <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/stand-entwicklung/alter-zivilstand-staatsangehoerigkeit.assetdetail.9466879.html>

gemacht werden, dass der Fridolin mit der Platzierung von politischen Geschäften Indizien zu der eigenen Definition vom «Glarnersein» liefert. Denn die ersten Texte innerhalb der Zeitung (nach der Titelseite und den Todesanzeigen) sind Artikel zu den Geschäften des Regierungsrates und des Landrats, laufend gespickt mit Werbungen und Inseraten. Also sind Glarner\*innen Personen, die von den ersten paar Seiten angesprochen werden? Wir werden die definitive Antwort wohl nicht finden. Ginge es nach dem Fridolin, können wir die Antwort erahnen.

Nun, worin eine Teilhabe aller Leser\*innen gewährleistet ist, ist in der Sprache der Zeitung. Häufig ist der Fokus der Texte auf, soweit ich dies selbst bestimmen darf, «informative Unterhaltung». Die Texte sind einfach geschrieben, teilweise mäandrierend witzig (Beispiel: «Spotlights in der Ruhehöhle», Nr. 51 2019) und immer mit Blick auf die Leserschaft. Glarnerdeutsch wird grösstenteils vermieden. Ich kann als Leser\*in also stets einsteigen und werde nicht durch eine hochgestochene Wortwahl oder Satzstellung ausgeschlossen. Der Inhalt wirkt dadurch weniger schwer verständlich und eine schnelle Informationsvermittlung ist möglich.

Auf Dialekt in Texten zu Amtsgeschäften, sprich Artikel zu Regierungs- und Landsrat sowie Amtsblatt, wird bewusst strikt verzichtet. Dennoch findet Glarnerdeutsch in der Zeitung seinen würdigen Platz. Den Beispielen, die ich dazu fand, möchte ich nun – aus eigener Vorliebe für den Dialekt – Prominenz verschaffen. Die gezielte Nutzung und Platzierung von Dialekt weist auf die wichtige Rolle im Selbstverständnis und Alltag von Glarner\*innen hin, stellt aber keineswegs eine Hürde im Lesefluss oder im Verständnis des Fridolins dar. Wie in den Beispielen erkennbar wird Glarnerdeutsch zweckmässig und unterstützend verwendet: Bei Namen, Begriffen oder Bezeichnungen. Ist dies nicht der Fall, ist es meist in Werbungen oder das direkte Ansprechen einer Person oder mehrerer Personen in Annoncen. Bei Werbungen zeigt dies eine gewisse «Volksnähe» auf, bei Freizeitan-

Primarschule Linthal

## «Stöck, Wys, Stich» ...

... oder auch «gschobex», hiess es bereits zum 9. Mal an der Primarschule Linthal. Traditionell findet das Jassturnier in Linthal immer Anfang Februar statt.

«Chällerrattä Näfels»

## Es kübelte in Mollis

Der beliebte Fasnachtsanlass «Chübletä» der «Chällerrattä Näfels» fand dieses Jahr «ennet der Linth» in Mollis statt; dafür bis tief in die Nacht.

VU DÄ JUNGÄ – FÜR DI JUNGÄ.

### Liäbä Michi

Etz hesches verbii  
und du chasches wider logger nii.

Du bisch etz eidg. dipl.

### Tüüfbuupoliär,

vor Stolz platzet mir drum schiär.  
Herzliche Gratulatiu vu üs allnä,  
für d' Prüufigä wo du hesch beständä.

Diini Famili und Seraina

Dr Jodelclub Niederurnen suächt dich fürnäs

### Chorprojekt!



Mir hettet acht Probä, jewils am Mäntig vom 20.00 bis 21.45 Uhr, zuesätzlich än Probesamstag und abschlüssä würded mir das mitemnä Konzert am Sunntig, 17. Mai.

Wänd Luscht und Freud am Singä häsch, meld di doch bis am Samstag, 29. Februar bi userä Dirigentin, Telefon 079 724 92 94.

Mir freued üs ez schu uf die spannendi Zit mit dir.

Start: Mäntig, 2. März

Von oben nach unten:

«Stöck, Wys, Stich».

Aus *Fridolin*, Nr. 8 2020.

«Es kübelte in Mollis».

Aus *Fridolin*, Nr. 4 2020.

Vu Dä Jungä - Für Diä Jungä.

Aus *Fridolin*, jeweils auf Seite  
«*Fridolin Inside*».

Schatzchästli-Inserat.

Aus *Fridolin*, Nr. 5 2020.

Annonce Chorprojekt.

Aus *Fridolin*, Nr. 8 2020.

noncen weist es auf eine Lockerheit hin. Dieses Verwenden von «Dialekt» im Fridolin kann wiederum bildlich für Glarner\*innen stehen: Priorität auf Gelassenheit, Gemeinschaft und einen Schuss Humor.

Wir kommen zum Fazit. Die Positionierung der Zeitung als wertkonservativ zeigt sich in ihrem Inhalt und zeichnet so ein Bild von der Gegend und deren Bewohner\*innen (ich umgehe hier bewusst und mit Augenzwinkern den Begriff Glarner\*innen). Die Sprache, wie auch die Verwendung von Dialekt, machen die Zeitung zugänglich und verständlich. Ob man sich als Glarner\*in identifiziert oder nicht, das Durchlesen der Zeitung ist stets informativ und unterhaltend. Abschliessend möchte ich darauf hinweisen, dass die Zeitung hohe Anerkennung im Glarnerland geniesst. Im Gegenzug erkennt man die Wertschätzung, die die Regionalzeitung den Einwohner\*innen und dem Dialekt der Gegend entgegenbringt.



# Belletristik für Deutsche in der Schweiz

*Von Julia Overlack*

In der Schweiz lebten laut aktueller Statistiken Ende 2018 circa 306'200 Deutsche.<sup>1</sup> Nicht nur die absolute Zahl aus der Schweiz, sondern auch die relativen Ergebnisse einer Untersuchung des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung zeigen, dass mit ungefähr 13% der gesamten AuswanderInnen aus Deutschland die Schweiz ein sehr beliebtes Zielland der Deutschen ist.<sup>2</sup> Die Schweiz scheint den deutschen AuswanderInnen also Vieles zu bieten. In der Belletristik gibt es für diese AuswanderInnen zahlreiche Bücher und Ratgeber, die ihnen das Leben in der Schweiz erleichtern sollen. So kursieren auf dem Markt Titel wie «Gebrauchsanweisung für die Schweiz.», «Exgüsi: Ein Knigge für Deutsche und Schweizer zur Vermeidung grober Missverständnisse» oder «Der feine Unterschied. Handbuch für Deutsche in der Schweiz.». Trotz geografischer Nähe kann also anscheinend nicht automatisch von kultureller Ähnlichkeit oder gar Gleichheit ausgegangen werden. Doch auf welche Art und Weise werden diese Unterschiede in den verschiedenen Ratgebern dargestellt?



- 1 «Ausländische Bevölkerung», Schweizerische Eidgenossenschaft, Bundesamt für Statistik, <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/migration-integration/auslaendische-bevoelkerung.html>.
- 2 Höltchi, René. «Laufen Deutschland die Akademiker davon?», Neue Zürcher Zeitung, 09.12.2019, <https://www.nzz.ch/wirtschaft/droht-brain-drain-76-der-deutschen-auswanderer-sind-akademiker-ld.15269582>

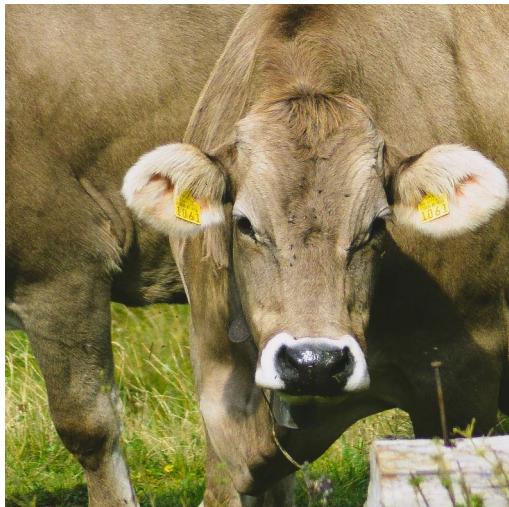
# Die Ratgeber

Bruno Reihl, Der feine Unterschied: Ein Handbuch für Deutsche in der Schweiz (St. Gallen: Midas Management Verlag, 2013).

Thomas Künig, Gebrauchsanweisung für die Schweiz (München: Piper, 2008).

Das Buch «Der feine Unterschied – Ein Handbuch für Deutsche in der Schweiz» wurde von einem deutschen Autor, Bruno Reihl, verfasst, der schon seit 1977 in der Schweiz lebt. Das zweite in diesem Essay erwähnte Buch, «Gebrauchsanweisung für die Schweiz», wurde vom schweizerischen Autor Thomas Künig unter der Mithilfe eines Deutschen, Peter Schneider, erarbeitet. Die beiden Bücher ermöglichen sowohl Einblicke aus der Perspektive der SchweizerInnen als auch der Deutschen.

Ein wichtiger Faktor, der auch in den meisten der besagten Ratgeber diskutiert wird, ist die Sprache. Aber auch andere kulturelle Verschiedenheiten spielen eine Rolle. Welche Arten von Vorurteilen und sprachlichen Unterschieden zwischen Deutschen und SchweizerInnen soll es also geben? Und wie soll damit umgegangen werden? Diese Fragen sollen im vorliegenden Essay anhand einer näheren Be trachtung von zwei Ratgebern beantwortet werden.



## Über Vorurteile und Stereotype

Bei der Lektüre der beiden ausgewählten Ratgeber – «Der feine Unterschied» von Bruno Reihl und «Gebrauchsanweisung für die Schweiz» – fällt schnell auf, dass grundsätzlich vier Kategorien von Vorurteilen und Stereotypen unterschieden werden können. Die erste Kategorie betrifft Vorurteile, welche Deutsche über SchweizerInnen und die Schweiz als Wohnort haben. Ein Beispiel, das klar in diese Kategorie fällt, wird von Bruno Reihl im Kapitel «Verkehrsregeln und Verhalten» zur Sprache gebracht. Viele Deutsche beklagen sich über den passiven Fahrstil der SchweizerInnen und über deren Tendenz dazu, die linke Fahrbahn der Autobahn zu benutzen, auch wenn

die rechte komplett frei ist. Der Autor behauptet, in Deutschland sei dies kein Problem, weil es dort kein generelles Geschwindigkeitslimit gibt.

Die zweite Kategorie, die man in den Ratgebern erkennt, beinhaltet Vorurteile, die SchweizerInnen über Deutsche haben. Im Kapitel «Der harte Kampf ums Mittelmass – Der Schweizer an sich» beschreibt Thomas Küng die Abneigung der SchweizerInnen gegenüber der schnellen Sprache und arroganten Art vieler Deutscher und begründet dieses durchaus negative Vorurteil mit Minderwertigkeitskomplexen von Seiten der SchweizerInnen.

Die dritte Kategorie ist verallgemeinernde Kritik von Deutschen gegenüber anderen Deutschen und Deutschland an sich. Liest man Bruno Reihls Buch, ist diese Art von Kritik an einigen Stellen unterschwellig erkennbar. Ein konkretes Beispiel findet man im Kapitel «Schweizer Kultur». Reihl kritisiert hier deutsche Touristengegenden, indem er ihnen Rückwärtsgewandtheit sowie mangelnden Reformwillen und fehlende Innovationsstärke im Vergleich zum schweizerischen Tourismus vorwirft.

Die vierte und letzte Gruppe der Vorurteile bezieht sich auf Stereotype, die SchweizerInnen über sich selber als Nation haben. Von dieser Art findet man einige Beispiele im Text von Thomas Küng, interessanterweise auch im Kapitel «Sie haben mit Ihrem Pneu auf dem Trottoir parkiert! – Verkehr in allen Lagen»: Im Gegensatz zu Reihls Beobachtungen, vereinen laut Küng schweizerische AutofahrerInnen «pariserische Aggressivität» mit «deutscher Rechthaberei» und «schweizerischer Rücksichtslosigkeit». Zum Thema Verkehr erwähnt Bruno Reihl zusätzlich, dass die Nummernschilder je nach Kanton mit einem schlechten Image behaftet sind.

Hier wird erkennbar, dass es zahlreiche Vorurteile zwischen Deutschen und SchweizerInnen gibt, die unter anderem auch die Sprache betreffen. Besonders auf diese Thematik wird in den Ratgebern tie-

Hochdeutsch	Schwiizertüütsch	Beispielsatz
Guten Tag	Zd: Grüezi	Grü-ezi wohl. Wie gohts Inne?
Guten Morgen	Guete Morge	Guete Morge, Herr Meyer.
Guten Abend	Guete Morge	Guete-n-Abig, Frau Föllmi.
Mahlzeit / Guten Appetit	En Guete	(Wer in der Schweiz «Mahlzeit» sagt, ist als Deutscher entlarvt.)
Einen schönen Tag.	En schööne	Wünsche en schööne
Das Du anbieten	Duzis machen	Sölle mir Duzis mache mitenand?
Hallo	Hoi, Salli	Hoi zämme, was mache mir hüt?
Tschüss	Ciao, Tschüss	(Wird bei Begrüssung und Abschied gleichermassen verwendet.)

Tabelle 1: Übersetzungstabelle für «Begrüssung und Höflichkeitsformen», aus: Reihl, Der feine Unterschied: Ein Handbuch für Deutsche in der Schweiz (St. Gallen: Midas Management Verlag, 2013), 26

fer eingegangen, denn Sprache ist ein entscheidendes Mittel, wenn es um die Steigerung der Zugehörigkeit in der Schweiz geht. Das folgende Kapitel bietet einen Überblick über die Thematisierung von Sprache in den beiden Ratgebern.

### Von sprachlichen Unterschieden und Missverständnissen

Dass Hochdeutsch und Schweizerdeutsch absolut unterschiedliche Sprachen sind, ist unumstritten. Gerade deshalb ist die Sprache für viele deutsche EinwanderInnen ein bedeutendes Hindernis, aber gleichzeitig auch Hilfsmittel für die Integration in der Schweiz. Dabei gibt es zwei wichtige Themen: Das Verstehen und das Sprechen des deutschschweizerischen Dialekts.

Wenn man der «Gebrauchsanweisung für die Schweiz» Glaubenschenken darf, genügt ein halbes Jahr in der Schweiz, um Schweizerdeutsch fast komplett verstehen zu können. Damit dies auch wirklich gelingt, bieten die Ratgeber unterschiedliche Hilfestellungen zum schnelleren und besseren Sprachverständnis. Am Ende jedes Kapitels findet sich Bruno Reihls Buch eine Liste von den wichtigsten schweizerischen Begriffen zum jeweiligen Thema in Form einer Tabelle mit Übersetzung und Beispielsätzen (Tabelle 1).

Thomas Küng versucht, seine Leserschaft zu beruhigen, indem er erwähnt, dass manche schweizerischen Dialekte, so etwa der im Oberwallis gesprochene, selbst für SchweizerInnen schwierig zu verstehen seien. In der «Gebrauchsanweisung für die Schweiz» gibt es zwar keine tabellenartigen Übersetzungshilfen, trotzdem unterstützt der Autor die Lesenden laufend durch Übersetzungsbeispiele aus Alltagssituationen und erwähnt mögliche Missverständnisse.

Die Thematik der gesprochenen Anwendung der Sprache ist etwas komplizierter. Es scheiden sich die Geister, ob eingewanderte Deutsche auch Schweizerdeutsch sprechen sollen oder nicht. Küng zitiert

ein junges Mädchen aus einer Berner Tageszeitung «Wenn meine Mutter mit anderen Eltern Berndeutsch spricht, finde ich das peinlich. Wenn sie Hochdeutsch spricht, ist es auch peinlich, aber weniger.» Dieses Beispiel illustriert sehr deutlich, wie Aussprache zu Vorurteilen führen kann. Denn obwohl sich die Mutter bemüht, sich mittels Sprache zu integrieren, enttarnen sie wahrscheinlich kleine Unterschiede in der Aussprache und Formulierung als Ausländerin, und sie wird auf diese Weise wieder als Deutsche stigmatisiert. Redet sie weiterhin Hochdeutsch, so wird zwar der kulturelle Unterschied auf den ersten Blick deutlich, aber wenigstens blamiert sie sich nicht in Form von sprachlichen Fehlern. Der Autor rät grundsätzlich allen Deutschen davon ab, Schweizerdeutsch zu reden und geht sogar so weit, dass man nicht einmal ein «Grüezi» zur Begrüssung verwenden sollte, denn alle Versuche seien peinlich für beide beteiligten Seiten. Bruno Reihl hingegen sieht von einer klaren Empfehlung ab und erklärt in seinem Buch einige Grundregeln, die ihm beim Spracherwerb geholfen haben. Die Regeln beinhalten neben Zeitformen und anderen grammatischen Regeln auch Aspekte wie die richtige Verwendung des «ch», den Einsatz langer Vokale und den Umgang mit speziellen Begriffen wie «gell» und «oder?».

### Ratschläge und Realität

Die meisten Ratschläge, die von den Autoren gegeben werden, betreffen neben rechtlichen und wirtschaftlichen Hinweisen auch Praxistipps zur Verwendung von öffentlichen Verkehrsmitteln, Regeln im Strassenverkehr oder Informationen über Feierlichkeiten und Bräuche in der Schweiz. Ich finde, dass es hilfreich ist, diese Hilfestellungen kompakt in einem Buch zur Hand zu haben, wenn die Integration in einem «fremden» Land gelingen soll.

Die meiner Meinung nach durchaus wichtigeren Hinweise sind aber solche, die sich auf die «Soft Skills» bei der Eingliederung beziehen.

Bruno Reihl empfiehlt beispielsweise den Eltern junger Kinder, diese besonders gut zu integrieren. Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass meine Eltern über meine neugewonnenen SchulfreundInnen und deren Eltern ihren eigenen Freundes- und Bekanntenkreis ausgebaut haben und somit sicher ihre Integration gefördert haben. Zum Thema Sprache und Kommunikation kann ich aus eigener Erfahrung sagen, dass es aus offensichtlichen Gründen sehr wichtig ist, Schweizerdeutsch zu verstehen. Damit bestätige ich auch die Aussagen der Ratgeber. In den ersten Wochen und Monaten (sogar in den ersten Jahren) in der Schweiz, wird es zu sprachlichen Missverständnissen kommen. Auch wenn das unangenehm oder peinlich sein kann, müssen diese Gelegenheiten als Lernerfahrung angesehen und mit Humor genommen werden. Was die gesprochene Sprache betrifft, gebe ich weder Bruno Reihl noch Thomas Küng vollkommen recht: Ich halte es weder für sinnvoll, direkt zu versuchen, Schweizerdeutsch zu sprechen, noch finde ich, es sollte nie ausprobiert werden. Nach zehn Jahren in der Schweiz spreche ich nur selten Schweizerdeutsch, dennoch bin deshalb kaum in unangenehme Situationen gekommen.

**Fazit oder: Soll ich dieses Buch jetzt wirklich kaufen?**

Abschliessend kann gesagt werden, dass die Bücher zwar von vielen Vorurteilen und Unterschieden berichten, aber nur selten begründen, woraus diese Unterschiede wirklich resultieren. Mit eigenen Vorurteilen kann insofern gut umgegangen werden, dass EinwanderInnen sich selber vom Gegenteil überzeugen können und sie daher so schnell wie möglich ablegen sollten. Etwas schwieriger ist der Umgang mit den Vorurteilen der SchweizerInnen gegenüber den Deutschen. EinwanderInnen sollten durch adäquates Verhalten mit gutem Beispiel vorangehen und so die Menschen davon überzeugen, dass vielleicht doch nicht alle Deutschen gleichermassen arrogant und vorlaut sind.

Auch die sprachlichen Schwierigkeiten dürfen nicht vernachlässigt werden, denn solange Hochdeutsch gesprochen wird, besteht eine grosse Problematik: Obwohl deutsche EinwanderInnen von allen verstanden werden, sprechen sie doch eine andere Sprache und sind somit nicht vollkommen integriert. Verfrühte Versuche Schweizerdeutsch zu sprechen, können zu sehr peinlichen Situationen führen. Die Tatsache, dass diese eher kleinen sprachlichen Unterschiede bereits zu Schwierigkeiten und klaren zwischenmenschlichen Abgrenzungen führen können, lässt nur erahnen, mit welchen Problemen EinwanderInnen aus Ländern bei der Integration zu kämpfen haben, die völlig andere sprachliche und kulturelle Hintergründe haben als die Schweiz.

Doch: Was ist jetzt der richtige Weg zur Integration in einem neuen Land? Letztlich gibt es nicht den einzigen richtigen Prozess der Integration, aber ein beidseitiger netter, offener und respektvoller Umgang mit den Mitmenschen ist ein wichtiger erster Schritt. Es ist fraglich, inwiefern die Ratgeber das Integrieren erleichtern, da der Vorgang für jede und jeden individuell abläuft. Sie liefern aber einige wertvolle Hinweise zu den «Hard Facts» über die Schweiz und ihre EinwohnerInnen und erleichtern mit einigen Erläuterungen manchmal das Nachvollziehen einzelner Vorurteile und Unterschiede.



# „Natürlich. Richtig. Gut“ versus „Don’t worry. Eat happy“

Superfood mit Heimvorteil versus  
vegetarischer Genuss aus aller Welt

*Von Valentina Neumeister*

Die Eigenmarken *Karma* und *Naturaplan* von Coop stehen für eine bewusste und gesunde Ernährung. Ihre sprachliche und bildliche Darstellung ist jedoch grundverschieden. Während Naturaplan mit schweizerdeutschem Akzent, Landschaftsbildern und zurückhaltender, musikalischer Untermalung arbeitet und so ein fast urdiges und sehr bodenständiges Bild abgibt, erscheint der neuste Coop Karma Werbespot ungewohnt spielerisch und innovativ: Das Schweizerdeutsch wird durch deutschen Gesang und poppige Klänge ersetzt, es werden viele englische Ausdrücke verwendet und in amüsante Sprüche und Wortspiele verpackt. Der Slogan ist sogar ganz in Englisch gehalten. Die differenzierte sprachliche Darstellung ist offensichtlich. Bei Naturaplan heißen sie «Kokosschnitze», das Pendant der Linie Karma «Coconut Chips Sweet». Und auch das «Birchermüesli» von Naturaplan hat sein Geschwister bei Karma. Dieser spricht jedoch englisch und nennt sich «Power Blueberry». Den Leuten scheint es zu gefallen. Karma eröffnet seit der Lancierung vor drei Jahren immer weiter neue Stores und baut sein Sortiment fortlaufend aus. Coop Karma ist auf Erfolgskurs.

## Sprache und Zugehörigkeit

Ich möchte nun herausfinden, welchen Beitrag dazu die sprachliche Dimension leistet. Welche Versprechen stecken hinter den ungewohnt spielerischen und englischen Produktbezeichnungen und deren Vermarktung in Werbung? Was sind dabei die wesentlichen Unterschiede zum älteren Geschwister Naturaplan?

1993 hatte Coop die ersten Bio-Produkte im Sortiment. Mit der Bio Eigenmarke Naturaplan lancierte Coop in Kollaboration mit Bio Suisse, dem Dachverband der Schweizer Bio-Bäuerinnen und -Bauern, die erste Bio-Marke im Schweizer Detailhandel und will damit auf das zunehmende Umweltbewusstsein der Konsumenten eingehen wie auch die Schweizer Landwirtschaft unterstützten.<sup>1</sup> Ausschliesslich bio und möglichst aus der Region; die verkauften Lebensmittel unter dem Namen Naturaplan werden mit dem Gedanken Umwelt und Tiere zu schützen verarbeitet oder hergestellt. Zu Beginn sind dies lediglich fünf Produkte wie etwa Yoghurt oder Natura-Beef. Denn die Nachfrage war damals noch gering. Bio-Produkt Konsumenten wurden schnell mal als «Bio-Freaks» abgestempelt, was damals nicht primär positiv assoziiert wurde. Naturnähe und Regionalität galt nicht als hip oder cool.

1 Migros vs. Coop, Ergebnisse des Gesprächs mit Coop-Vertreterinnen. auf: Gymnasium Kirschgarten Basel-Stadt Online, <https://www.gkgbs.ch/schulleben/oekowoche/> 1998-2003/umweltprobleme/lebensmittel-ip-bio-genfood/coop-vs-migros

2 Schweiz hat 386 Bio-Betriebe mehr, auf: Schweizer Bauer Online, 12.04.18, <https://www.schweizerbauer.ch/politik-wirtschaft/agrarwirtschaft/schweiz-hat-weitere-386-bio-betriebe-41591.html>

3 Zahlen und Fakten, auf: Coop Naturaplan Philosophie. <https://www.coop.ch/de/unternehmen/naturaplan/philosophie/zahlen-fakten.html>

Doch dies änderte sich schnell. Die Nachfrage nach Bio- und weiteren nachhaltigen Produkten stieg in den Folgejahren rasant an<sup>2</sup> und so entwickelte sich auch das Angebot von Coop weiter: 2015 erreichte Coop mit seinen Nachhaltigkeits-Eigenmarken und -Gütesiegeln, zu welchen mittlerweile neben Coop Naturaplan auch Natura-farm, Naturaline, Oecoplan, Pro Montagna und andere zählen, einen Nettoerlös von über drei Milliarden Franken.<sup>2</sup> Die Nachfrage nach nachhaltigen Produktlinien blieb auch zu diesem Zeitpunkt weiterhin steigend. Zwei Jahre später lancierte Coop einen weiteren Sprössling seiner Nachhaltigkeits Produktlinie: Coop Karma. Doch tanzt dieser mit seiner physischen und rhetorischen Erscheinung ziemlich aus der Reihe. Schrill, verspielt und international statt bodenständig, ur-chig und schweizerisch wie die bisherigen nachhaltigen Coop-Eigenmarken. Die Kommunikation und Präsentation ist grundverschieden obwohl sowohl Karma wie auch Naturaplan, -farm und -line für Nachhaltigkeit und bewussten Konsum stehen. Was steckt hinter dieser differenzierten Darstellung der Eigenmarke?

Bei Karma geht es weniger um Regionalität, als vielmehr um praktischen, abwechslungs-reichen Genuss; Da «Essen ganz schön kompliziert geworden ist». Besonders kompliziert wohl für Vegetarier, denn die sind offensichtlich die Hauptzielgruppe. Vegetarier und Fle-xitarier aber auch Veganer, Fitnessgurus oder ganz allgemein Personen, die ganz bewusst auf ihre Ernährung achten, sollen die Produkte ansprechen. Durch gute Kennzeichnung von speziellen Inhaltsstoffen und der Kompatibilität mit gewissen Essgewohnheiten erleichtert Coop Karma all jenen den Einkauf, die sich für eine nachhal-tige Essgewohnheit entschieden haben oder einfach bewusst auf ihren Körper und ihre Gesundheit achten möchten. Eine Eigenschaft, die gerade in den letzten Jahrzehnten extrem zunahm; Körperfunktion und -pflege in Form von Fitness aber auch Ernährung ist super ange-sagt. Für die beiden Soziologen und Wissenschaftler Sighard Neckel und Andreas Reckwitz sind solche Haltungen typisch für die „neue“

## Sprache und Zugehörigkeit

oder «akademische Mittelklasse», die auch «Gesellschaft der Nachhaltigkeit» genannt wird. Der Terminus «Nachhaltigkeit» kann dabei ganz unterschiedliche Dimensionen einnehmen, wird aber immer positiv assoziiert:

«Ökologische Produkte und ein grüner Lebensstil (...) repräsentieren (...) ein besonderes Wissen, dessen immaterieller Wert zu einem neuen Statussymbol gerinnt und sich über kulturelle Präferenzen für Nachhaltigkeit, Bildung und Gesundheit definiert.»<sup>3</sup>

Dieses Statussymbol, ob nun auf dem Konsum von nachhaltigen Produkten, einem grünen Lebensstil, Bildung oder Gesundheit basierend, wird letztlich genutzt, um sich von unteren, geschmacklosen Bevölkerungsgruppen abzugrenzen. Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit begründet folglich wieder eine Klassengesellschaft, die jedoch nicht mehr nur materiell und finanziell, sondern vielmehr kulturell und Lebensstil begründet wird.<sup>4</sup> Die verschiedenen Gruppierungen innerhalb einer Gesellschaft klassifizieren sich durch einen gewissen Lebensstil einhergehend mit einem bestimmten Konsumverhalten:

3 Neckel, Sighard. «Ökologische Distinktion». In Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit: Umrisse eines Forschungsprogramms, herausgegeben von Sighard Neckel et al., 59–76, Bielefeld: Transcript, 2018, hier S. 70.

4 Reckwitz, Andreas. Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne. Berlin: Suhrkamp, 2017, hier S. 285f.

5 Löfgren, Orvar. «Consuming Interests». In Consumption and Identity, herausgegeben von Jonathan Friedman, 36–52, Chur: Harwood, 1994, hier S. 38.

6 Zitat des einflussreichen Schauspielers und Autors Nick Nolte, 2003, zit. nach Neckel, Sighard. «Moralische Kreuzzüge». In Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit: Umrisse eines Forschungsprogramms, herausgegeben von Sighard Neckel et al., , 68–76, Bielefeld: transcript, 2018, hier S. 68.

7 Cederström, Carl, und André Spinner. Das Wellness-Syndrom. Die Glücksdoktrin und der perfekte Mensch, Berlin: Klaus Bittermann, 2016, hier S. 14.

8 Neckel, Ökologische Distinktion, S. 68f.

9 Reckwitz, Gesellschaft der Singularitäten, S. 289f.

10 Ebd.



«Consumption gives their life structure, meaning and direction».<sup>5</sup> Besonders spürbar ist diese Grenzziehung beispielsweise in der Abneigung der ökologischen Mittelschicht von minderwertigem oder masslosem Essen: «Nicht Armut ist das Hauptproblem der Unterschicht, sondern der massenhafte Konsum von Fast Food und TV.»<sup>6</sup>

Die richtige Ernährung ist nach dem Verständnis der neuen Mittelklasse ein Zeichen für persönliche Kompetenz und der Beweis für eine verantwortungsvolle Lebensführung. Denn richtig zu essen ist für eine gesunde, glückliche und erfolgreiche Lebensführung schliesslich unabdingbar.<sup>7</sup> Es ist eine ganze Lebenseinstellung, die unter Gesellschaftswissenschaftlern auch als «neue Ethik»<sup>8</sup> beschrieben wird. Grundlegend und entscheidend für diese neue Ethik ist der Gedanke der Selbstverwirklichung und -entfaltung. Der spätmoderne Mensch sieht sich als «Ort von Potentialen»<sup>9</sup>, welche es

## Sprache und Zugehörigkeit

vollends auszuschöpfen gilt. Jeder in seiner Individualität.<sup>10</sup> Dazu gehört auch, die eigenen Ressourcen zu pflegen; sich gesund zu ernähren und den eigenen Körper fit zu halten.<sup>11</sup> Aber auch Lebensstilfragen verfallen dem Muster der neuen Ethik: Der Mensch versucht, «ein bloss instrumentelles, zweckrationales und emotionsloses Weltverhältnis hinter sich zu lassen und die Objekte, Subjekte, Orte, Ereignisse und Kollektive zu ästhetisieren, zu hermeneutisieren, zu ethisieren, zu ludifizieren, um aus ihnen affektive Befriedigung zu beziehen.»<sup>12</sup>

Man möchte die «grösst mögliche Fülle des Lebens» erreichen. Die volle Sinneserfahrung erleben. «Affektive Befriedigung» beziehen. Dabei wird das Besondere dem Allgemeinen vorgezogen.<sup>13</sup> Erklären lässt sich diese Umstrukturierung mit der anfangs der 70-er Jahre im Westen entstandene «Sättigungskrise in Bezug auf funktionale Güter»<sup>14</sup>. Nachdem jeder Haushalt über Auto und Kühlschrank verfügte, waren es wieder die kulturellen Güter, die an Wert gewannen. Solche bei denen «Affekte, Erlebnis und Identifikation eine grosse Rolle spielen». Jene mit Geschichte, die Einzigartigen oder für mich persönlich Bedeutenden und Besonderen. Sowohl der Konsum, als auch der Lebensstil richtet sich nach dem Ideal der Einzigartigkeit und maximalen affektiven Befriedigung.<sup>15</sup> Ein «geglücktes» Leben ist ei-

11 Vgl. Pritz, Sarah Miriam. «Subjektivierung von Nachhaltigkeit». In Die Gesellschaft der Nachhaltigkeit: Umrisse eines Forschungsprogramms, herausgegeben von Sighard Neckel et al., 77–100, Bielefeld: Transcript, 2018, hier S. 77f.

12 Reckwitz, Gesellschaft der Singularitäten, S. 286.

13 Ebd., S. 343 ff.

14 Reckwitz, Andreas. «Die Selbstverwirklichung muss nach aussen dargestellt werden». <https://www.nzz.ch/gesellschaft/die-selbstverwirklichung-muss-nach-aussen-dargestellt-werden-id.1360658>

15 Vgl. Reckwitz, Gesellschaft der Singularitäten, S. 343 ff.

16 Ebd., S. 286.

17 Ebd., S. 285f.

18 Ebd., S. 342.

nes, das mit «wertvollen» Eigenschaften wie Offenheit, Kreativität, Empathie und Stil gelebt wird. Abenteuer, Reisen, Sport, Kunst, Emotionen; das ganze Programm. Die «grösst mögliche Fülle des Lebens» will erfahren werden und Hauptsache es ist nicht langweilig, eintönig oder gleich wie alle anderen. Diese Einstellung setzt sich nach Reckwitz aus einer Symbiose von Romantik und Bürgerlichkeit zusammen: Einerseits herrscht die romantische «Vorstellung einer emphatischen Individualität des Subjekts, die es zu entfalten und verwirklichen gelte»<sup>16</sup>, anderseits ist auch die bürgerliche Lebenseinstellung noch präsent, bei welcher Status und Erfolg an höchster Stelle steht.<sup>17</sup> Das Ergebnis ist ein «Romantik-Status-Dilemma»<sup>18</sup>. Ein ewiger Konflikt zwischen dem Streben nach sozialem Status und jenem nach Selbstverwirklichung; eine Orientierung nach Aussen versus eine Orientierung nach Innen. So möchte die neue Mittelklasse sich selber, den eigenen Körper und Geist gut pflegen, die Mitmenschen sollen es aber auch sehen und mich dafür bewundern. Wenn ich mich also beispielsweise vegan ernähre, tue ich damit etwas Gutes für die Umwelt. Das allein reicht dem modernen Menschen aber selten. Er möchte, dass diese gute Tat auch gesehen wird. Er möchte als Veganer, als emphatischer, offener und gesunder Mensch, der verantwortungsvoll mit sich selber und seiner Umwelt umgeht, wahrgenommen werden. Vegan sein oder allgemein gesunde und (umwelt-)bewusste Ernährung ist zum Statussymbol und wesentlichen Teil des angestrebten Lebensstils geworden, mittels welchem sich die neue Mittelklasse von nicht nachhaltigen Gruppierungen abgrenzt.

Wenn es um gesunde und (umwelt-)bewusste Ernährung geht, so haben sowohl die Produkte von Naturaplan wie auch das Angebot von Karma ihre Argumente: Aus der Region, natürlich und bio versus vegetarisch oder gar vegan, nährstoff- und abwechslungsreich. Auch in Punkt ökologisch können beide Marken eine gewisse Rechtfertigung aufweisen: Naturaplan verzichtet beispielsweise auf lange

## Sprache und Zugehörigkeit

Transporte und chemische Zusatzstoffe, während Karma durch den Fleischverzicht die Umwelt entlastet.

Der primäre Unterschied liegt im Sortiment: Coop Naturaplan verkauft Bio-Produkte aus der Region von Gemüse, Früchte und Getreide, über Milch- und Fleischprodukte, bis hin zu Aufstrichen, Snacks oder Fertigsalaten. Karma verkauft primär Fertiggerichte und Snacks, sowie speziellere Grundnahrungsmittel wie etwa Bohnenpasta oder Reismilch. Grundsätzlich aber nichts, das der Konsument noch schälen, rüsten oder lange zubereiten muss. Essen soll ja nicht kompliziert sein, sondern möglichst einfach und schnell aber eben auch gesund und abwechslungsreich. Sowohl die Konsumenten von Coop Naturaplan, als auch jene von Coop Karma können der «Gesellschaft der Nachhaltigkeit», wie sie von Neckel und Reckwitz beschrieben wird, untergeordnet werden. Beide Konsumentengruppen legen Wert auf Gesundheit und einen bedachten Umgang mit der Umwelt und dem eigenen Körper. Der wesentliche Unterschied liegt meines Erachtens in der Lebensführung: Bei Karma Konsumenten gehört neben Gesundheit und Fitness auch Abenteuer, Action und Reisen zu einem geglückten Leben. Sie möchten «die grösst mögliche Fülle des Lebens» erreichen. Und da bleibt schlussendlich wenig Zeit für das Zubereiten von super aufwändigen und gesunden Mahlzeiten. «Internationale Gerichte aus aller Welt» entführen den Konsumenten in fremde Kulturen und verspricht exotische Geschmackserlebnisse. Es klingt nach Abenteuer und einer alles-ist-möglich Mentalität. Nach Abwechslung, Action und definitiv nicht nach Langeweile. Und alles das, ohne selber Zeit dafür investieren zu müssen – «Don't worry. Eat happy» eben.

Anderes wesentliches Unterscheidungsmerkmal zu Coop Naturaplan ist die englische und innovative Produktbenennung bei Karma: Das fast gleiche Produkt heisst bei Naturaplan «Bircher Müesli» und bei Karma «Power Blueberry». Und so wird aus dem Schweizer Tradition-Frühstück ganz einfach ein super hippe Müsli. Man unterstrei-

che die extrem gesunde Wirkung der Inhaltsstoffe – von welchen wirkungsähnliche wohl auch im Birchermüesli zu finden sind – und mischt eine Prise Orient oder Exotik bei. Die beiden englischen Begriffe «Superfood» und «Blueberry» werden mit Gesundheit und Fitness assoziiert. Mit der Benennung des Produktes wird dem Konsumenten das Versprechen nach genau jenen Werten gemacht, was für den angestrebten Lebensstil der neuen Mittelklasse unabdingbar ist: Die bewusste Ernährung und der verantwortungsvolle Umgang mit dem eigenen Körper gelten als Voraussetzung für eine hohe affektive Befriedigung und letztlich ein gelungenes Leben. Ein gesunder und fitter Körper und ein aufregendes Leben... ohne aber dafür grossen Aufwand betreiben zu müssen. Essen soll vor allem schnell gehen, gesund sein und gut schmecken. «Power» geben und «crunchy» sein. Für Zwischendurch ein «fruity kiss» oder etwas «funky monkey» – «I don't worry», bin einfach „happy“. Die Produktnamen von Coop Karma sprechen die Sprache der Selbstverwirklichung und bedienen sich mit Begriffen, die Gesundheit, Leichtigkeit und Sinneserfahrung versprechen. Auch unbeschwerde und positiv assoziierte Ausdrücke im Rahmen des Selbstverwirklichung-Wahns wie «Buddha» kommen gut an. Der selbstverwirklichende Mensch ist auch welfoffen und begeistert; exotische Gerichte und Zutaten sind ihm bekannt: «Kale», «Edamame», «Acai», «Coconut» oder auch ganz allgemein asiatisches Essen werden als Gesundheits-Garanten gefeiert.

Dies nutzt Karma. Der Einkäufer kann gedankenverloren in den Supermarkt gehen und sich von positiv assoziierten Begriffen, nach denen er in seinem Leben strebt, leiten lassen. Die fremdsprachigen Begriffe als Produktnamen fungieren als Versprechen an den Konsumenten, durch den Konsum des Produktes, jenem angestrebten Lebensstil teilzuhaben. Das bunte und spielerische Design der Karma-Verpackung zieht zudem die Blicke auf sich. Der teils etwas verstreute, selbstverwirklichungsgierige und vielbeschäftigte Konsument muss die Produkte also nicht lange suchen, sondern ganz nach sei-

## Sprache und Zugehörigkeit

ner Manier, das besonders Farbige, Spezielle und Auffällige suchend, zugreifen. Dies funktioniert bei Naturaplan weniger. Das Produktdesign ist eher zurückhaltend. Die Produkte müssen meist noch zubereitet werden und eignen sich vielmehr für den achtsamen und einfachen Verbraucher, der es geniesst zu kochen und sich auch gerne Zeit dafür nimmt. Jener der die Regionalität schätzt und sich nicht um Superfood aus aller Welt schärt. Jener der vielleicht auch Vegan lebt, dies aber nicht zum Thema macht. Er geht mit Einkaufsliste in den Coop und sucht sich die Zutaten für seine Mahlzeit bedacht aus.

Die Lebensführung und Wertewertung fungiert in diesem Sinne als «marker of difference»<sup>19</sup> zwischen den Konsumenten von Coop Nachhaltigkeit-Produkten. Die differenzierte Darstellung der beiden Eigenmarken greift genau diese «marker» auf und spricht damit beide Gruppierungen mit der jeweils angemessenen Sprache und Bildlichkeit direkt an. Die fremdsprachigen, spielerischen und innovativen Produktnamen von Coop-Karma bedienen sich dabei exakt dem Wortschatz der selbstverwirklichenden, akademischen Mittelklasse und versprechen somit, durch den Konsum, jenem Lebensstil tatsächlich teilhaben zu können. Beide Konsumentengruppen können zur Gesellschaft der Nachhaltigkeit gezählt werden, gehören jedoch innerhalb dieser Gesellschaft unterschiedlichen «Kulturen der Nachhaltigkeit»<sup>20</sup> an.

19 Ong, Aihwa. «Cultural Citizenship as Subject-Making: Immigrants Negotiate Racial and Cultural Boundaries in the United States.» *Current Anthropology* 37, Nr. 5 (1996): 737–762.

20 Scheidegger, Tobias. «Urbane Kulturen der Nachhaltigkeit: Anmerkungen zum Phänomen und zum Forschungsprojekt», <https://www.nachhaltigkeit-zuerich.net/urbanenachhaltigkeit-zuerich>





# Die Sprache der Bilder

## Werbung ohne verbale Kommunikation

*Von Annine Soland*

Rund um die Uhr ist unser Auge visuellen Reizen ausgesetzt, sei es auf der Strasse im Vorbeigehen oder auf einem grellen Bildschirm. Eines haben alle Arten von Werbung gemeinsam: Sie wollen die Rezipierenden auf einer persönlichen Ebene berühren, ansprechen und über Bilder und Emotionen für sich gewinnen. Nebst der Verwendung verschiedensten Sprachgenres wie beispielsweise Mundart, Hochdeutsch oder auch eingebauten Anglizismen, lässt sich in der audiovisuellen Werbung noch ein weiteres Genre ausfindig machen: das Wortlose. Blos eine Melodie ohne sprachliche Ergänzung unterstreicht die sich abspielende Handlung. Die Botschaft wird lediglich durch die nonverbale Geschichte vermittelt. Durch das Fehlen einer spezifischen Sprache öffnet sich die Botschaft einem breiten Publikum und wirkt nicht automatisch durch den Sprachfaktor bedingt ausschliessend. Bewusst gesetzte Triggerpunkte sollen in den Rezipierenden unabhängig von ihrer gesprochenen Sprache Assoziationen, Erinnerungen und ein scheinbares Zugehörigkeitsgefühl auslösen. Dieses Konzept der nonverbalen Kommunikation scheint eine spannende Möglichkeit zu bieten, den Konflikt beziehungsweise die heikle Wahl einer spezifischen Sprache in der Werbung zu umgehen.

### **Werbung, ein Spiegel der Zeit?**

Als grell, leuchtende Folie ganze Häuserfassaden zierend, als nerviger Unterbruch mitten in einer spannenden Filmszene oder als ein blinkendes Pop-up-Fenster auf dem Bildschirm: Werbung. Ob in plakativer, digitaler oder audiovisueller Form, alle kennen sie. Sie begleitet einen durch den Alltag, beeinflusst und manipuliert unser Leben, oft ohne, dass wir es uns bewusst sind. So unterschiedlich die Werbeträger und ihre Inhalte auch sein mögen, eines haben sie gemeinsam: das Ziel, das Publikum, um jeden Preis für sich und ihr Produkt zu gewinnen. Das Thema der Werbung wurde in Artikeln, Publikationen und Büchern unzählige Male aufgegriffen, reflektiert und interpretiert.

«Using both verbal and nonverbal techniques to make its messages as persuasive as possible, advertising has become an integral category of modern-day social discourse designed to influence attitudes and lifestyle behaviors by covertly suggesting how we can best satisfy our innermost urges and aspirations through consumption», so Ron Beasley und Marcel Danesi in ihrer Publikation über die beeinflussende Wirkung jeglicher Art von Werbung auf soziale Diskurse.<sup>1</sup> Bereits in den 60er Jahren formulierte der Volkskundler Karl Veit Riedel in seinem Aufsatz, der zu den ersten gehörte, welcher das Gebiet der Werbung als volkskundliches Forschungsfeld forderte, folgende Aussage:

«(...) in allen Werbeappellen wird volkstümliches Weltbild und volkstümliche Geistigkeit reflektiert, werden Wünsche und Normvorstellungen vermittelt, die Aufschluss geben über das Selbstverständnis und die Zielvorstellungen des Volkes im Ganzen (...). Hier wird Werbung zur Quelle der Volksforschung».<sup>2</sup>

Auch heute, ein knappes halbes Jahrhundert später, ist die Werbung als zentrale Quelle für die volkskundliche Forschung nicht wegzudenken. Durch die Untersuchung dieses Genres und der verwende-

ten Symbolen und Stereotypisierungen, kann das dahinterliegende mentale System von Bezügen, Assoziationen und Idealen einer Gruppe und ihrem kollektiven Gedächtnis näher verstanden und analysiert werden.<sup>3</sup>

Heutzutage betont beispielsweise die Volkskundlerin Sophie Elpers die Funktion der Werbung als Spiegel der Zeit. Sie spricht von der Möglichkeit sich über die Quelle der Werbung dem Denken, der neben und unter uns Lebenden anzunähern. Werbungen spiegeln und bringen zeitgenössische Diskurse, Wünsche und Idealbilder zum Ausdruck. Sie greifen stets in einem positiven Sinn kollektive Werte auf, welche symbolisch verpackt vermittelt werden. Als Bestandteil der öffentlichen massenmedialen Kommunikation verfolgt sie ein klares Ziel: die Beeinflussung der Rezipierenden. Standardisierte Bilder erlauben es jeglichen Sachverhalt einfach und verständlich zu vermitteln.

Die Aufmerksamkeit der Rezipierenden soll anhand von Dramatisierungen und Überspitzungen erregt werden. Dennoch ist der Bezug zur Realität von zentraler Bedeutung, dieser erlaubt und ermöglicht schlussendlich die Identifizierung mit dem Inhalt der Werbung. In diesem Beitrag soll besonders eine Art von Werbung in den Mittelpunkt gerückt werden; audiovisuelle Werbespots. Dieser Überbegriff bezeichnet Werbespots, welche sich keiner mündlichen Sprache be-

1 Ron Beasley und Marcel Danesi, *Persuasive Signs. The Semiotics of Advertising* (Berlin: Mouton de Gruyter, 2002), Preface v.

2 Zit. nach Sophie Elpers, *Frau Antje bringt Holland. Kulturwissenschaftliche Betrachtungen einer Werbefigur im Wandel* (Münster: Waxmann Verlag GmbH, 2005), 15.

3 Folgend vgl. ebd. 9–16.



dienen, sondern bloss Bilder, Symbole und deren Konnotationen sprechen lassen.<sup>4</sup> Sie werben somit nicht nur um Produkte, sondern vermitteln beinahe ein Versprechen von Teilhabe und Zugehörigkeit.

### Zwischen rennendem Huhn und springenden Kids

Strahlend blauer Himmel. Grüne Felder. Ein Huhn und eine Kuh. In dieser Kulisse präsentiert die Migros 2010 einer ihrer Werbespots zum Stichwort Marktfrische.<sup>5</sup> Idyllische Landschaften werden von atemberaubender Natur geziert, nicht nur Landschaften, sondern auch Dörfer sind in einer harmonischen gelassenen Atmosphäre dargestellt. Der Spot wird von einer heiteren Melodie unterstrichen, welche das Huhn und die Kuh auf deren Weg vom Land über einen Fluss durch den Zürcher Hauptbahnhof bis hin zur Lagerhalle der Migros begleitet. Schlussendlich endet der Spot mit dem selbstständigen Melken der Kuh, dem Eierlegen des Huhns und dem eingeblendeten Werbespruch «Täglich frische Lebensmittel». Dieser Werbespot der Migros stellt ein anschauliches Beispiel für die zuvor genannte Thematik dar: Nebst den frischen Lebensmitteln scheinen die Rezipierenden auch ein Stück der Schweizer Kultur, Landschaft und Mentalität mitkonsumieren zu können. Nicht nur in der Lebensmittelbranche sind solcher Art Werbungen zu finden, auch beispielsweise die Mode lässt gerne Versprechen und Illusionen entstehen.

Ein Werbespot des Bekleidungsunternehmens C&A aus dem Jahr 2017 zeigt fünf Jugendliche, welche sich auf einem alten, besprungenen Fabrikareal austoben und dabei grossen Spass zu haben schei-

4 Der eingeblendete, geschriebene Werbespruch oder Titel am Ende der im Folgenden thematisierten Werbespots, wird im Rahmen dieses Essays eben- so zu den nonverbalen, audiovisuellen Werbungen eingeordnet.

5 Vgl. «Migros Spot: Marktfrische», YouTube, 22.08.2010, Abruf 24. Februar 2020, <https://www.youtube.com/watch?v=4ZwhMsxW17o>.

nen.<sup>6</sup> In lässig lockerer Kleidung rennen sie zusammen in Zeitlupe, begleitet von technischen Beats, um die Wette. Ein weiterer Spot dieses Unternehmens stellt, wie bereits der Titel zu ahnen gibt, «the coolest way Back to School»<sup>7</sup>, den ultimativen Schulstart nach den langen Sommerferien dar. Mädchen und Jungen im Primarschulalter scheinen ihren Schulweg nicht gehend zu bewältigen, sondern als Hindernisparcours. Mit Wandläufen, Saltos über Parkbänken und Radschlägen werden auch hier ihre Bewegungsabfolgen wortlos, lediglich mit technischer Musik, unterstrichen. Beides Beispiele, welche auf die Verwendung der mündlichen Sprache verzichtet haben und lediglich die Bilder an sich sprechen lassen. Gleich welcher sprachliche oder kulturelle Hintergrund von den Rezipierenden mitgebracht wird, die Bilder werden von allen auf ihre eigene Weise gesehen und verstanden; durch die subjektive Dekodierung der dargebotenen Symbole.

6 Vgl. «Clockhouse – Combat collection», YouTube, 02.03.2017, Abruf 24. Februar 2020, <https://www.youtube.com/watch?v=mP1htPQjwz0>.

7 Vgl. «Your coolest way back to school!», YouTube, 17.08.2017, Abruf 24. Februar 2020, [https://www.youtube.com/watch?v=52vT\\_NKluEQ](https://www.youtube.com/watch?v=52vT_NKluEQ).

8 Im Folgenden vgl. Elpers, Frau Antje, 20.

9 Simone Hols, Vergleich deutscher und französischer Anzeigenwerbung: Standardisierung versus kulturbedingte Differenzierung verbalen und non-verbalen Inhalts, (Ph.D. diss., Duisburg Gerhard-Mercator-Universität, 2001), 54.

10 Sebastian Reddeker, Werbung und Identität im multikulturellen Raum. Der Werbediskurs in Luxemburg. Ein kommunikationswissenschaftlicher Beitrag (Bielefeld: transcript Verlag, 2011), 13.

## Die Sprache der Bilder

In der Werbung im Allgemeinen und explizit in den zuvor genannten Beispielen wird mit verschiedenen Symbolen gearbeitet und gespielt. Elpers definiert ein solches Symbol als zweiteiliges Element: ein wahrnehmbares Zeichen und eine dahinterstehende Bedeutung.<sup>8</sup> Diese Bedeutung wird durch das Symbol kodiert und verschlüsselt. Zur Entschlüsselung bedarf es nun des passenden Codes, welcher im kulturellen Gedächtnis verankert ist. Zurückdenkend an die zuvor genannten Modewerbeclips von C&A spielen hier, nebst des Fakts, dass es sich im Grunde um Kleiderwerbungen handelt, noch unzählige weitere Inhalte mit. Nicht bloss der Konsum von Kleidern wird angepriesen, sondern auch ein Zugehörigkeitsgefühl wird vermittelt. Die Gruppe von Jugendlichen und Kindern tobt sich aus und scheint enormen Spass zu haben. Es scheint, als ob in den Werbungen nebst der Kleidung oder gar durch den Erwerb und Konsum dieser gleichzeitig auch Teilhabe und Zugehörigkeit miterworben werden können. Durch den Erwerb der Konsumartikel scheint ein Zugang in die Gesellschaft gewährt. Die Werbung ermöglicht den Rezipierenden sich in den abgebildeten Personen selbst wiederzuerkennen beziehungsweise sich mit ihnen zu identifizieren. Diese Form einer idealisierten Identität scheint mit dem Kauf des Produktes erreicht werden zu können.<sup>9</sup>

Werbungen versuchen eine Art emotionales Beziehungsnetzwerk aufzubauen, zwischen Produkten beziehungsweise Produzierenden und Rezipierenden.<sup>10</sup> Stefan Haas spricht von einer neuen Bedeutungsebene im kulturellen Bezugssystem, welche sich zwischen Menschen und Dingen entwickelt hat: «Werbung konstituiert innerhalb der Symbolwelten der Kulturen eine neue Ebene, die es vorher nicht gegeben hat. Konsumiert werden nicht Gegenstände, sondern Bedeutungen (...) Werbung gibt nicht eindimensional vor, sondern lässt, wie jedes andere Objekt der Wahrnehmung auch, dem Wahrnehmenden einen Spielraum der eigenen Bedeutungsgebung. Die

sozialen, geschlechtlichen (...) und kulturellen Kreise, in denen sich der einzelne bewegt, geben dabei ein Geflecht von Bedeutungsvorhaben und -beschränkungen vor, in denen der einzelne Akt der Konnotation seine jeweilige Identität findet».<sup>11</sup>

Dieses Stichwort der Identität ist in Hinsicht auf die Thematik Zugehörigkeit und Teilhabe zentral. Reddeker bemerkt, dass heutzutage Identität und Medien kaum voneinander zu trennen sind.<sup>12</sup> Im Werbespot Marktfrische der Migros kann diese Identitätsstiftung beispielhaft herausgelesen werden: Nebst dem Konsum frischer Lebensmittel, wird den Konsumierenden auch Teilhabe am typischen Schweizer Lebensstil versprochen oder vorgelebt. Auf dem Spaziergang der Kuh und des Huhns wird den Rezipierenden ein unglaublich entspanntes und friedliches Bild des Schweizer Dorf- und Stadtlebens vor Augen geführt, wie beispielsweise ein alter Mann beim Buchlesen oder ein Treppenaufstieg, der zum Treffpunkt für den gesellschaftlichen Austausch wird. Der Konsum der Produkte scheint Hoffnung oder eine Möglichkeit zu bieten, seine eigene Identität mitzustalten oder gar ändern zu können.

Orvar Löfgren beschreibt das Konsumverhalten als konstanten Dialog zwischen «day-dreaming and fantasies about <the ideal home> and the attempts to turn at least parts of the Utopia into reality».<sup>13</sup>

11 Stefan Haas zit. nach Dagmar Hänel, Bestatter im 20. Jahrhundert. Zur kulturellen Bedeutung eines tabuisierten Berufs (Münster: Waxmann Verlag GmbH, 2003), 188.

12 Reddeker, Werbung und Identität , 18.

13 Orvar Löfgren, «My Life as Consumer. Narratives from the world of goods,» in Narrative and Genre, hrsg. von Mary Chamberlain und Paul Thompson (London: Routledge, 1998), 117.

14 García Canclini zit. nach Andreas Hepp, «Néstor García Canclini: Hybridisierung, Deterritorialisierung und <cultural citizenship>,» in Schlüsselwerke der Cultural Studies, hrsg. von Andreas Hepp, Friedrich Krotz und Tanja Thomas (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 2009), 171.

### Zugehörigkeit ohne Garantie

Der Anthropologe García Cancilini bringt in folgendem Zitat die zentrale Bedeutung des Konsums, in Bezug auf ein Verständnis von Zugehörigkeit und Teilhabe, auf den Punkt:

«Men and women increasingly feel that many of the questions proper to citizenship – where do I belong, what rights accrue to me, (...) who represents my interests? – are being answered in the private realm of commodity consumption and the mass media more than in the abstract rules of democracy or collective participation in public spaces».<sup>14</sup>

Seien es Lebensmittel oder Kleider, die visuellen Darstellungen solcher, dienen dem kreativen Prozess der Vorstellung der eigenen Verortung, Repräsentation und Realisierung der eigenen Position in der Gesellschaft. Sie schaffen Zugang zu Welten, welche mit ihren Symbolen an der Realität orientiert und angeknüpft sind, aber bloss im idealisierten und illusionistischen Sinne. Möglicherweise kann durch den Erwerb eines Produktes vorübergehendes Ansehen und Aufmerksamkeit erlangt werden, jedoch wird mit dem Kauf biologischer Milch oder trendiger Hosen in der Realität kein Garantieschein zur erhofften Zugehörigkeit mitgeliefert.

# Konsum von Identität?

Sprache und Kultur in den  
Werbespots der Deutschschweiz

*Von Margherita Arduini*

Um für ihr Produkt oder ihre Dienstleistung zu werben verwenden Unternehmen spezifische Codes und Sprachen, die die Öffentlichkeit dazu anregen, sich kulturell mit dem Gezeigten zu identifizieren. In diesem Zusammenhang war das Aufkommen der Fernsehwerbung revolutionär. Werbespots sind bei der Übermittlung von Botschaften und Inhalten effektiv und attraktiv, weil sie mehrere Ausdrucksformen verwenden, wie beispielsweise bewegte Bilder, Musik, geschriebene und gesprochene Sprache. Daher sind sie in der Lage, das Publikum viel mehr als jedes andere Werbemittel anzusprechen und zu stimulieren. Aus diesem Grund ist es wichtig, ihre vielfältigen Aspekte zu analysieren.



## Konsum von Identität?

In dieser Publikation werde ich mehrere Werbespots der Deutschschweiz als Referenz nehmen, um ihre kulturellen und sprachlichen Aspekte zu analysieren: Ich werde zunächst auf die Verwendung von Stereotypen eingehen, um zu verstehen, wie sich ihre Verwendung als eine effektive Verkaufsstrategie im Hinblick auf den Identitäts- und Kulturkonsum erweist. Dann werde ich mich auf die in den Werbespots verwendeten Sprachen – insbesondere Deutsch, Schweizerdeutsch und Englisch – konzentrieren, auf ihre Attraktivität und die Kriterien, nach denen sie von einem Unternehmen auf der Grundlage eines bestimmten Produktes oder einer bestimmten Zielgruppe ausgewählt werden. Das Ziel dieser Publikation ist es, die Rolle der Werbung als Produzent und Reproduzent von Kultur und Identität aufzuzeigen und zu verstehen, wie die verwendete Sprache dabei eine Schlüsselrolle spielen kann.

### **Werbung vermittelt Kultur**

Werbung ist eine weltweite Verbreitung von Kultur. Sie reproduziert die Sprache, den Geschmack, die Mentalität, die Bedürfnisse eines Landes und versucht, eine Botschaft so einfach, verständlich und angenehm wie möglich zu vermitteln. Aus diesem Grund entscheiden

1 Martin Nielsen, Fachspezifische Stereotype der Werbewirtschaft bei der Kampagnenadaption im dänisch-deutschen Kontext, (Frankfurt am Main: Peter Lang, 2016), 123–143.

2 Hans J. Kleinsteuber, Was sind Feindbilder und Stereotype? Stereotype, Images und Vorurteile – Die Bilder in den Köpfen der Menschen, In: Trautmann, Günter (ed.): Die häßlichen Deutschen. Deutschland im Spiegel der westlichen und östlichen Nachbarn, (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft), 60–68.

3 Youtube: «Marktfrische - mit Huhn Chocolate und Kuh Muffin», <https://www.youtube.com/watch?v=4ZwhMsx-W17o>

4 Youtube: «RICOLA - Kräuter Karamell | TV Spot 2017», <https://www.youtube.com/watch?v=i2mHxYh-Lqo>

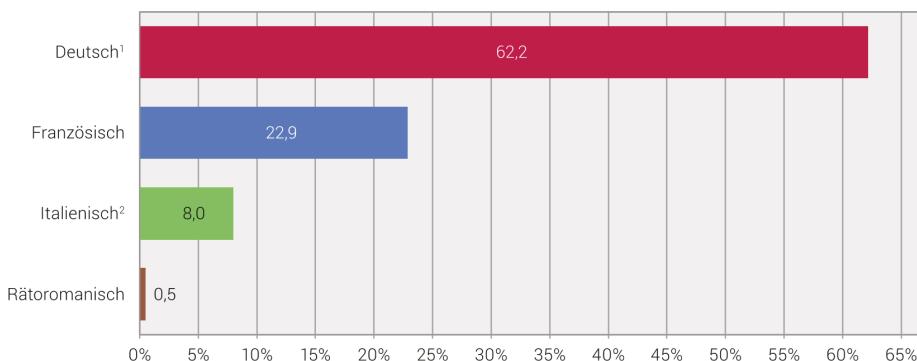
sich Unternehmen sehr oft für die Verwendung stereotyper Bilder und Dialoge, unabhängig vom beworbenen Produkt.

Laut Hans J. Kleinsteuber, Politik- und Medienwissenschaftler, spielen Stereotypen eine Schlüsselrolle in der Verkaufsstrategie, weil sie von den Verbrauchern schnell erkannt und identifiziert werden.<sup>1</sup> Es sind Verallgemeinerungen, Vereinfachungen, mit denen «eine komplexe Wirklichkeit auf wenige, überschaubare und eingängige Andeutungen reduziert werden kann».<sup>2</sup> Innerhalb der Werbung ermöglichen sie es den Zuschauern, sowohl mit der Informationsflut und der Bewertung von visuellen und verbalen Reizen umzugehen als auch sich mit dem Gezeigten zu identifizieren. Ein konkretes Beispiel dafür findet sich im Migros-Spot «Marktfrische»<sup>3</sup>, in dem wir eine Kuh und eine Henne von den Feldern zu einem Migros-Laden spazieren sehen. Das Bild, das uns von der Schweizer Natur und dem Unternehmen Migros vermittelt wird, wird vom Publikum als Teil der Schweizer Identität anerkannt, obwohl es sich um eine eindeutig idyllische und stereotype Werbung handelt. Aber gerade aufgrund dieser Stereotypen nimmt der Betrachter auf einfachste Weise die Tatsache wahr, dass die Produkte der Migros gesund, frisch und vor allem schweizerisch sind.

Ein weiteres Beispiel ist Ricolas Werbespot «Kräuter Karamell»<sup>4</sup>, in dem zwei Zöllner im Hochgebirge ein Auto anhalten und eine Kuh als Bluthund einsetzen. In diesem Fall fängt der Betrachter die Ironie der gezeigten Stereotypen ein, aber gleichzeitig assoziiert er, wie im Migros-Spot, durch den visuellen Konsum der sozialen Realität seines Landes die gesehenen Bilder mit einem Teil seiner persönlichen und nationalen Identität. Und natürlich fühlt er sich dadurch dem angepriesenen Produkt näher.

## Konsum von Idenität?

### Als Hauptsprachen genannte Sprachen, 2018



<sup>1</sup> oder Schweizerdeutsch

<sup>2</sup> oder Tessiner/Bündneritalienischer Dialekt

Ständige Wohnbevölkerung, die in Privathaushalten lebt. Die Befragten konnten mehrere Sprachen angeben.

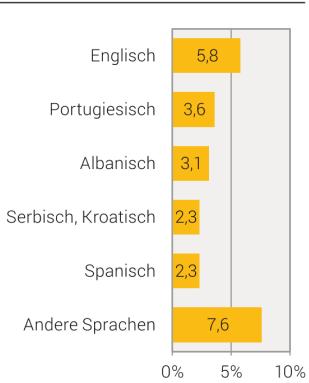
Quelle: BFS – Strukturerhebung (SE)

«Als Hauptsprachen genannte Sprachen», Bundesamt für Statistik, veröffentlicht im Februar 2020

→ <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/sprachen-religionen/sprachen.html>

Die Verwendung von Stereotypen und die Reproduktion von kulturellen Merkmalen ist daher eine effektive Verkaufsstrategie in der Werbung. Und obwohl es in den beiden oben genannten Punkten keine große Relevanz zu haben scheint, spielt in diesem Zusammenhang im Allgemeinen auch die verwendete Sprache eine wichtige Rolle.

5 «Als Hauptsprachen genannte Sprachen», Bundesamt für Statistik, veröffentlicht im Februar 2020, <https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/bevoelkerung/sprachen-religionen/sprachen.html>



© BFS 2020

## Deutsch

In jedem Land dominieren in den Werbespots in der Regel drei Sprachen: die Landessprache, der Dialekt und Englisch. Im Falle der Schweiz haben wir vier Landessprachen - die im Werbekontext aufgrund des geringen Gebrauchs des Romanischen auf drei reduziert werden können - aber auch drei dominante Dialekte. Wir haben es also mit einem viel umfassenderen sprachlichen Szenario zu tun als in anderen Ländern. Dennoch zeigt uns diese auf der Schweizer Website des Bundesamtes für Statistik veröffentlichte Grafik, dass mehr als die Hälfte der Schweizer Deutsch als Hauptsprache in der Schweiz betrachten.<sup>5</sup>

Und natürlich spiegelt sich dies auch in der Werbung wieder, denn Deutsch ist die meistbenutzte Sprache in der Schweizer Werbung. Laut Jonas Holmqvist, außerordentlicher Professor an der Kedge

## Konsum von Identität?

Business School in Bordeaux, müssen Unternehmen bei der strategischen Verwendung von Sprachen in der Werbung zwei Hauptaspekte berücksichtigen: den funktionalen Aspekt, nämlich «Ich verstehe die Sprache / Ich verstehe die Sprache nicht», und den emotionalen Aspekt, «Ich mag die Sprache / Ich mag die Sprache nicht».<sup>6</sup> Das Deutsch in der Schweiz erfüllt volumnäglich den funktionalen, aber auch den emotionalen Aspekt, da es als symbolische Sprache der Kultur und Identität des Landes verstanden wird. Tatsächlich wird die deutsche Sprache unabhängig von dem Produkt verwendet, für das das Unternehmen werben möchte. Das bedeutet, dass sich die Attraktivität der deutschen Sprache in der Werbung fast ausschliesslich aus der Tatsache ergibt, dass sie ein breiteres Publikum als andere Landessprachen erreicht und die Schweizer Konsumentinnen und Konsumenten auf der Ebene der Identität anspricht.

## Schweizerdeutsch

Die Verwendung des schweizerdeutschen Dialektes in der Werbung ist natürlich für einen schweizerischen Markt und ein Schweizer Publikum sowie für die Promotion von Produkten schweizerischer Her-

6 Youtube, «La lingua influenza la percezione di messaggi pubblicitari, prodotti e servizi | Jonas Holmqvist», <https://www.youtube.com/watch?v=gYoE0vLXoJM>

7 Youtube: «Schweizer Zucker – TV-Spot «Nachhaltig»», [https://www.youtube.com/watch?v=LC77\\_vXaRQQ](https://www.youtube.com/watch?v=LC77_vXaRQQ)

8 Graubuenden.ch, «Steinbock-Spots», <https://www.graubuenden.ch/de/service/steinboecke-gian-und-giachen/steinbock-spots>

9 Youtube: «Valser TV-Spot «S'isch guat, ds Valser-Wasser» Hans Jenny #3», <https://www.youtube.com/watch?v=Z0-Na2E6PXu8>

10 Duc-Quang Nguyen, «Due milioni di stranieri in Svizzera, ma chi sono?», [https://www.swissinfo.ch/ita/serie-migra-zione-parte-1\\_-due-milioni-di-stranieri-in-svizzera-ma-chi-sono/42412006](https://www.swissinfo.ch/ita/serie-migra-zione-parte-1_-due-milioni-di-stranieri-in-svizzera-ma-chi-sono/42412006)

kunft bestimmt. Aus diesem Grund wird oft ein Lebensmittel (siehe: Schweizer Zucker<sup>7</sup>) oder ein Ferienort beworben, wie beispielsweise in den lustigen Steinbock-Spots im Kanton Graubünden. Diese Werbekampagne wurde zum Beispiel mehrfach ausgezeichnet und um auch denjenigen, die den betreffenden Dialekt nicht verstehen, die Möglichkeit zu geben, die Werbung zu verstehen, wurden die Spots in deutscher Sprache untertitelt.<sup>8</sup> Daraus können wir sowohl ableiten, dass der Werbespot ein breiteres Publikum erreicht hat als erwartet, als auch, dass Unternehmen durch die Verwendung des Dialekts mögliche Kommunikationsrisiken berücksichtigen müssen. Tatsächlich ist wahrscheinlich gerade deshalb die Zahl der Dialektflecken in der Schweiz im Vergleich zu vor zwanzig oder dreissig Jahren dramatisch zurückgegangen.

Viele werden sich zum Beispiel an den Valser-Slogan «S'isch guat, ds Valser Wasser» und die verschiedenen deutsch-schweizerischen Werbespots erinnern, die im Fernsehen gezeigt wurden.<sup>9</sup> Diese Serie von Werbespots wird seit Jahren nicht mehr produziert. Und die Gründe für diesen drastischen Rückgang des Gebrauchs von Dialekt stehen wahrscheinlich im Zusammenhang mit zwei wichtigen, zeitgenössischen Phänomenen; der Einwanderung und der Globalisierung. Gemäss einer auf Swissinfo.ch veröffentlichten Grafik<sup>10</sup> betreffend der ausländischen Bevölkerung in der Schweiz, weisen einige Kantone und zahlreiche Regionen der Schweiz mehr als 50% Ausländeranteil auf. Unternehmen können daher diese mehrsprachige und multiethnische Landschaft nicht ignorieren und sie können auch nicht die Tatsache ignorieren, dass der Gebrauch von Dialekt - obwohl er ein wichtiges Element der kulturellen Identifikation sein kann und von den meisten Schweizern gegenüber dem Hochdeutsch bevorzugt wird - aufgrund der Globalisierung und auch zugunsten des Englischen zurückgegangen ist.

## Englisch

Die Verwendung von Fremdsprachen in der Werbung ist ein weltweit verbreitetes Phänomen, das insbesondere auf das Prestige und die Eigenschaften abzielt, die der jeweiligen Sprache zugeschrieben werden. Unabhängig von der geografischen Herkunft entscheiden sich viele Unternehmen heute beispielsweise dafür, Englisch zu verwenden; die Sprache der Globalisierung schlechthin. Durch die Verwendung des Englischen nehmen Unternehmen in ihren Werbespots einen internationalen Charakter an; wenn Deutsch oder der Dialekt die nationale Identität und die Schweizer Herkunft der Zuschauenden anspricht, spricht Englisch deren globale Identität und sie als kosmopolitischen Konsumierende an.<sup>11</sup>

Ein Beispiel dafür ist die Werbespot-Serie von Emmi Schweiz, einem Luzerner Milch- und Molkereiunternehmen, das sich für englischsprachige Werbung für ihr Produkt High Protein Milk entschieden hat, obwohl es für einen ausschliesslich schweizerischen Markt bestimmt ist.<sup>12</sup> Außerdem wurde die Werbung nur in sozialen Netzwerken und im Internet, nicht aber im Fernsehen veröffentlicht. Gemäss dem Artikel des Schweizer Medienportals Blick<sup>13</sup> erklärte Emmi: «Die

11 M. Rosa Capozzi, *La comunicazione pubblicitaria. Aspetti linguistici, sociali e culturali*, (Milano: Franco Angeli 2008).

12 Youtube: «Emmi ENERGY MILK High Protein Drink Strawberry», <https://www.youtube.com/watch?v=cZphb8Ye-q6s>

13 Blick.ch, «Wer soll diese Werbung verstehen? Emmi kann jetzt nur noch Englisch», <https://www.blick.ch/news/wirtschaft/wer-soll-diese-werbung-verstehen-emmi-kann-jetzt-nur-noch-englisch-id8340817.html>

Emmi Energy Milk High Protein ist ein Produkt, das sich an eine junge, urbane, sportliche Zielgruppe richtet», und «Diese jungen Leute geniessen seit der Primarschule Englischunterricht». Das Unternehmen berücksichtigt daher die Tatsache, dass Englisch von allen verstanden werden kann (funktionaler Aspekt), vor allem aber der Zielgruppe (emotionaler Aspekt), d.h. den Jugendlichen, gefällt.

Neben Emmi Schweiz sind jedoch englischsprachige Werbespots in der Deutschschweiz selten und werden meist von ausländischen Firmen verwendet. Man könnte also sagen, dass das, was er in der Schweizer Werbung erreicht oder kommuniziert werden will, wahrscheinlich mehr mit der nationalen Identität als mit der globalen Identität der Zuschauenden zu tun hat.





Sich an gesellschaftlichen Prozessen zu beteiligen und teilzuhaben setzt in vielen Fällen auch die Kompetenz voraus, die jeweils vorherrschende(n) Sprache(n) zu beherrschen und zum Einsatz zu bringen. Wie beeinflussen Sprache und Sprachkompetenzen die Möglichkeiten Einzelner zur bürgerschaftlichen Teilhabe? Wie gestalten sich sprachliche Formen der Teilhabe, wo liegen Hindernisse und Widerstände? Diese Fragen werden angesichts von Prozessen des gesellschaftlichen Wandels und der stärkeren Diversifizierung von kulturellen und sprachlichen Hintergründen wichtiger. Gesellschaftliche Teilhabe ist vielfältiger geworden. Sie bezieht sich nicht nur auf rechtliche Möglichkeiten wie auf das Wahlrecht, sondern ebenso auf die Teilhabe an Kultur, den Zugang zu Bildung, die Repräsentation in Medien- und Unterhaltungskontexten sowie auf die Möglichkeit, diese Kontexte auch aktiv mitgestalten zu können.

Die 21 Essays in diesem Band beschäftigen sich mit den unterschiedlichen Zusammenhängen von Sprache und gesellschaftlicher Teilhabe. Sie sind das Ergebnis eines Seminars am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich, an dem neben Bachelor-Studierenden der Populären Kulturen auch Studierende des Masters Kulturpublizistik der Zürcher Hochschule der Künste teilnahmen.